Königshorst
im havelländischen Luch
Der Aufbau eines Neubauerndorfes

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung des Doktorgrades

genehmigt von der

Philosophischen Fakultät

der

Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin

von

Alfhild v. Loeper
aus Langenau Grafschaft Glatz

Tag der Promotion: 4. 3. 1941.
Tag der mündlichen Prüfung: 19. 9. 1940.

1941

Druckerei Wissenschaftlicher Werke Konrad Triltsch, Würzburg

P 11

Berichterstatter:

Prof. Dr. Adolf Spamer.

Prof. Dr. Hoppe.

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Meinem im Weltkrieg
gefallenen Vater

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41550802_0138

Vorwort.

Den Stoff zu dieser Arbeit sammelte ich vor allem im Herbst 1938. Er ergab sich in erster Linie aus den Erfahrungen, die ich durch Mitarbeit in einzelnen Siedlerbetrieben machen konnte. Da der Mangel an Arbeitskräften hier sehr groß war und in Königshorst ein Landdienstlager bestand, gab ich micht zunächst einfach als Landdienstlerin aus. Damit war dann gleich der lebendige Zusammenhang mit den einzelnen Siedlern da. Wurde mir ein Stuhl zugeschoben, dann hatte ich vieles gewonnen. Dann erfuhr ich bald von ihrem und der anderen Leute Leben. Die bäuerliche Arbeit selber gab den Anlaß zu vielerlei Fragen, und da der Siedler auch immer begierig war, meine Beobachtungen, die ich auf anderen Stellen gemacht hatte, zu hören, um sie mit den eigenen Verhältnissen zu vergleichen, sagte er mir auch die eigene Meinung darüber, und ich konnte mein Urteil festigen. War ein Arbeitstag vorbei, so konnte ich natürlich gern wieder zu gleichem Zweck kommen, aber auch zu einfachem Besuch, wobei ich dann Fragen nachholen konnte, zu denen beim ersten Mal noch keine Gelegenheit gewesen war. Manche Siedler besuchte ich nur. Es genügte dann das bloße Angebot meiner Hilfe, oder auch nur das Interesse an den Dingen, die das Bauerndasein ausmachen. Dann zeigte sich fast jeder Siedler aufgeschlossen. Ich machte mir erst einen Plan für meine Expeditionen nach Aufstellungen des Ortsbauernführers, der zugleich Bürgermeister war, zurecht. Aus ihnen konnte ich mir ein Bild von der Heimat und beruflichen Herkunft der Neubauern machen. So versuchte ich zunächst mit ihnen den Eigenheiten einzelner Siedlergruppen nachzugehen. Über die Verwaltung der Gemeinde, den Aufbau der Genossenschaften, der Bauernschaft erfuhr ich näheres bei den verantwortlichen Stellen der Partei und der Bauern. Einige Siedler wußten hierüber auch ziemlich genau Bescheid. Alle, die in diesem Dorf leben und arbeiten, halfen mit an meiner Arbeit, und ich danke ihnen. Ich bin auch Herrn Professor Spamer dankbar. Er versuchte meine Arbeit, wie sie nun einmal war, soweit das naturgemäß möglich sein konnte, zu fördern.

Es konnte nicht von den Formen gewachsenen Lebens aus gegangen werden, da ihr Boden mit der alten Heimat aufgegeben worden war. So fehlte die Grundlage einer rein volkskundlichen Betrachtungsweise von vornherein. Es blieb nur, das Leben zu fassen, wo es den Siedler ganz packt. Das war die Arbeit für den Hof und die Familie. Von hier gehen die Wurzeln in das neue Erdreich hinein und aus der Geschlossenheit der menschlichen Kräfte wird ein neues Volkstum wachsen, denn es will nicht Teil sein, es kann nur aus dem Ganzen wirken, aus Notwendigkeit.

Alfhild von Loeper.

Potsdam-Rehbrücke, im Februar 1941.

Gliederung.

Seite

Einleitung: *Die völkische Bedeutung der Neubauernsiedlung und ihre Beziehung zu volkskundlichr Arbeit* 1

Hauptteil A: *Der äußere und innere Aufbau des Neubauerndorfes Königshorst* 4

I. Das Werden der staatlichen Plansiedlung in geschichtlicher und heutiger Zeit 4

a) Die geschichtliche Entwicklung 4

b) Die heutige Plansiedlung 9

1. Stellenverteilung, Felderordnung und Hausbau in ihrer landschaftlichen Bedingtheit 11

2. Die Aufgeschlossenheit der heutigen Siedlung 15

II. Königshorst im Schnittpunkt zweier Besiedlungszeiten. — Der Weg von der Gutswirtschaft zum Bauerndorf 16

a) Die Siedlerauswahl nach landschaftlicher und beruflicher Herkunft 16

1. West-Ostsiedlung 16

2. Ostdeutschland 17

3. Die übrigen deutschen Landschaften 17

4. Die Versorgungssiedlung der ehemaligen Gutsarbeiter .. 18

b) Der Aufbau der Siedlerwirtschaften 19

1. Die Abgaben und Verpflichtungen 19

2. Arbeitsordnung der Siedlerwirtschaften 20

3. Die Zusammenarbeit von Groß- und Kleinsiedlern im neuen Dorf 24

4. Die Beamten 26

c) Der politische Aufbau des neuen Dorfes 26

III. Die räumlichen Grenzen der Königshorster Gemeinde 30

a) Der Restbestand alter Gutseinheit 30

b) Domäne und Bauerndorf 31

c) Kolonisten und Neubauerndorf 32

d) Die Schulgemeinde 33

e) Das Kirchspiel 35

Seite

Hauptteil B: *Das Volkstum der Siedlung* 37

I. Die Familie als Keimzelle der neuen Dorfgemeinschaft 37

a) Geburtenkraft und Kinderzahl in der neuen Gemeinde 37
b) Erziehung und Berufswahl der Kinder 39
c) Die Heiratswahl in der neuen Gemeinde 41
d) Sippengemeinschaften 42

II. Alte und neue Heimat 44

a) Volkliche Eigenformen in der Ausbausiedlung 45
b) Neubauerntum im Luch 48
c) Die werdende Dorfgemeinschaft 56
d) Das Neubauerndorf im geschichtlichen Raum 63

Schluß: *Die Bemühungen um eine volkskundliche Betrachtung eines* Siedlerdorfes 67

Anmerkungen 70

Einleitung.

Die völkische Bedeutung der Neubauernsiedlung und ihre Beziehung zu volkskundlicher Arbeit.

Die folgende Untersuchung bemüht sich um eine volkskundliche Erfassung eines Siedlerdorfes im Havelländischen Luch. Sie will fragen nach den lebendigen und formenden Kräften seines Aufbaues. Die Berechtigung zu diesem Vorhaben sieht sie einmal in der innigen Verbindung zwischen dem Staat und seinem Volkstum, die auch diese Plananlage noch mitbestimmt hat. Zum anderen ist sie sich bewußt, daß jede noch so genau festgelegte staatliche Ortsgründung den wandelnden Mächten des Volkstums überlassen wird, das sie mit seinem Leben erfüllen und ihr zukünftiges Schicksal tragen soll.

Es war wesentlich für die Weiterentwicklung der Siedlungsgesetze von 1919, daß wohl ihre realen Grundsätze erhalten blieben, daß aber alle die biologischen, wirtschaftlichen und technischen Elemente eine Mitte im Volke selbst gefunden hatten. Den Boden für diese neue Entwicklung fand der Staat im ostdeutschen Kolonialland, das seinem Wesen wie seiner Geschichte nach der Acker volklicher Neuwerdung und staatlicher Planung gewesen war und auch heute noch ist.

Innerhalb einer formlosen Weite hatte hier staatliche Macht das Leben eingefangen in Raum und Zeit und hatte in Begrenzung und Verdichtung aller Kräfte ein neues Volkstum in seinem Lebensraum geprägt. Mit dem Versagen der Staatsmacht zerfiel auch der volkliche Zusammenhalt im Osten. In verantwortungslosem Streit um die Machtstellung in diesem Land des Kampfes unterlag der Schwächere. Das Absinken des freien Bauerntums in Gutsabhängigkeit und Leibeigenschaft mußte hier im Osten eine besonders scharfe Form annehmen, denn die Besitzergreifung vieler Volksgebiete durch die Gutsherrschaft geschah zu einer Zeit, als das junge Siedlertum noch nicht fest in sich gegründet war. Von hier begann der Strom eines entrechteten Menschentums zu fließen, um

Deutschland zu verlassen, oder in seinem westlichen Teil zu verstädtern. Aber diesen Strom gibt das alte Stammesland im Westen in seinem besten Bauerntum zurück an den Osten. Auf seinen neugewonnenen Boden zogen und ziehen noch immer die Trecks aus den Vorpostengebieten mittelalterlicher und späterer deutscher Kolonisation zurück, um hier eine neue Heimat zu finden. Unter staatlicher Führung und aus eigener, erprobter Kraft soll dieses junge Bauerntum die Quelle des deutschen Volkes lebendig erhalten.

Der Osten ist für den deutschen Staat auch heute noch Neuland geblieben. In den Jahren 1933—38 wanderten z. B. aus der Grenzmark Posen-Westpreußen 13 000 Erwerbspersonen aus, da die fernabsatzfähigen Städte für das Gewerbe fehlen, und für die große Zahl von Kleinbauern keine Aussichten auf Nebenerwerb bestehen. Dazu kommt eine nach dem Westen zunehmende Bewertung der Arbeit, die von Klima, Boden- und Verkehrsverhältnissen abhängig ist.[1])

Burgdörfer hat die Verstädterung des deutschen Volkes in den Jahren von 1870 bis 1932 nachgewiesen und mit der menschlichen Zusammenballung in den westlichen Städten eine Entvölkerung der vorwiegend landwirtschaftlichen Gebiete Ostdeutschlands in Verbindung gebracht.[2]) Das Bauerntum verlor gegenüber einer sich steigernden Industrialisierung immer mehr an Wert. In der Entfremdung vom Wurzelboden der alten Heimat großer Volksteile sank auch die Liebe zum eigenwüchsigen Leben. Der Geist befreite sich in allgemein ausgleichende, von außen her bestimmbare Denkformen. Über der stadtgebundenen Vereinzelung des Menschen, der Selbstbewertung innerhalb faßbarer, begriffsgebundener Lebensvorgänge sinkt der Wille zur Zukunft der Familie und das Gefühl für natürliche Gemeinsamkeit. Gegen Ermüdung und Zersplitterung des deutschen Volkes baute der Staat als eine der ersten Maßnahmen nach 1933 ein Bollwerk beharrender und lebensgebundener Kraft in der Schaffung eines Neubauerntums auf.

Die heutige Plansiedlung sah ihre Bedeutung für die Zukunft darin, daß sie sich dem Lebendigen eines Volkswesens einzufügen habe. Träger der ländlichen Siedlung soll ein tüchtiges, aber auch politisch bewußtes Neubauerntum sein, in dem alles staatliche Wollen seine Grundlage hat, und das innerhalb seiner geschichtlichen, menschlichen und natürlichen Umwelt zu einem Volkstum heranwachsen soll.

In dem Ringen nach dem Ursprung, nach Wesen und Bestim-

mung des deutschen Volkes, nimmt die Volkskunde eine wesentliche Stellung im heutigen deutschen Leben ein. Sie hat sich durchgekämpft durch die Lebensformen zu den Formkräften des Volksmenschen als dem lebendigen Strahlungsgrund aller Forschungen. Das macht die Volkskunde frei von Begriffsbestimmungen, die sich an die Formen um der Formen willen binden. Formen eines Lebens sind Ausdruck seiner selbst, das ihnen, trotz ihrer Wandelbarkeit, Eigenart der Ausprägung verleiht, und das auch noch nach ihrer Zerstörung als fortwirkende Grundsubstanz weiter bestehen kann. Von hier geht der Weg zu dem heutigen Siedlerdorf, das die Heimat eines neuen bodenständigen Volkstums werden soll.

Hauptteil A.

Der äußere und innere Aufbau des Neubauerndorfes Königshorst.

I. Das Werden der staatlichen Plansiedlung in geschichtlicher und heutiger Zeit.

a) Die geschichtliche Entwicklung.

Königshorst liegt mitten im Havelländischen Luch. Das Gebiet der ursprünglichen königlichen Domäne kennzeichnet sich auch heute noch durch ein weitverzweigtes Grabensystem, das von dem Großen und Kleinen Hauptkanal umgrenzt wird, die das Luch mit den Wassern der Umgebung verbanden und verbinden. Von diesem Gebiet ging der erste Kampf um Landgewinn im Luch aus, und in ihm wurde zugleich Art und Wesen, in denen das junge brandenburgische Preußentum das Schicksal Ostdeutschlands an sich riß, Gestalt.

Die Königshorster Chronik berichtet viel von dem Urzustand dieser Landschaft, in der 1718 nach vierjähriger genauer Vorarbeit das Kolonisationswerk begann. Die Luchanwohner ernährten sich von einer kärglichen Viehwirtschaft, die je nach dem Wasserstand des Luchs mehr oder weniger ertragreich war. Die Viehweide war sogar mit Gefahr verbunden: „Allermaßen sich das Vieh gleichsam im Wasser baden und zum Teil im Schlamm ersticken und krepieren müssen, sodaß an den meisten Örtern viele Untertanen, welche ihre Wirtschaft gehörig fortzusetzen und hauptsächlich von der Viehzucht dabei mit zu profitierisch gewesen ihre fehlgeschlagenen Hoffnungen, wenn sie anstatt des vermeinten Gewinns ein oder auch wohl mehr Stück Vieh tot oder krank aus dem Luch herausbringen lassen müssen, mit Seufzen und Tränen bejammert haben.“[3])

Ein weiterer Bericht des Rates von Nauen erzählt 1723 von den großen Fortschritten der Urbarmachung: „Daß fernerhin keine Überschwemmung und Wegreißung des Dammes zu besorgen sei,

indem das Wasser weg und nicht mehr im Luch vorhanden", daß alles gewonnene Heu im Sommer aus dem Luch herausgefahren werden kann, „daß fernerhin nicht zu befürchten, daß das Vieh stecken bleibe, sondern es gehe selbiges auf gutem Grund und guter Weide". [4])

Im Luch lagen gutsherrliche und dörfliche Besitzungen, aber man dämmerte in dem alten, nun einmal gegebenen Zustand dahin. Das Luch als Rest eines alten Urstromtals bot auf den angeschwemmten Sanddünen immer noch Gelegenheit für eine Viehhütung. Sie ragten als dichtbewaldete Inseln, als „Hörste" aus diesem Morast heraus, der nach großen Niederschlägen und aus der Tiefe her zu einem gewaltigen See anwuchs. Der Zugang zu den Hörsten war für Mensch und Tier erschwert, und die Chronik erzählt, daß die Heuernte daher oft erst bei Frost eingefahren werden konnte, nachdem ein großer Teil bereits verfault war. Diese Hörste galten als Schlupfwinkel wilder Tiere, sie lagen vergessen und unerforscht da. Die Wiesen waren mit Strauchwerk überzogen und das feuchte Holz lohnte sich nicht für einen Nebenerwerb. Von diesen Erhebungen aus begann der Kampf gegen die Wassermassen. Er sollte einer „zum Nutzen des ganzen Landes abzielenden Intention" dienen, zum „würklichen effect" aller. [5])

Friedrich Wilhelm I. gab in seiner Botschaft über die Pläne einer Urbarmachung und Entwässerung des Luchs seinen Anwohnern unmißverständlich zu verstehen, daß jeder von ihnen nach Morgenzahl sich an den dazu nötigen Kosten zu beteiligen habe. [6]) Es ging nicht nur um das Mittragen der Kosten, sondern um die Beteiligung aller an dem Aufbau ihres gemeinsamen Lebensraumes. So sollten die Untertanen „Hüllen", „Werft" und anderes Strauchwerk selber aushauen, neue Gräben ziehen zum Abfluß des Wassers, wenn dies nötig wurde, und alle „etwa bewachsenen Örter sollen bei willkürlicher Strafe längstens binnen Jahresfrist uhrbar, und nachdem es nützlich, zu Wiesen oder Hüthung gemacht, als auch die Bewachsung der Wiesen oder Hüthung bey gleicher Strafe von allen verhindert werden soll". [7]) Der König setzte in einem Monat allein 1000 Arbeiter an, und er erübrigte für diese wichtige Aufgabe von vier Regimentern je 200 Mann, die unter Leitung von 20 Unteroffizieren an die ehemaligen Arendshörste abkommandiert wurden, von denen sich nach mühevoller Rodung einer als besonders fruchtbar erwies und als Königshorst in den Privatbesitz des Königs überging. [8]). Das Gebiet des Luchs war alter landesherrlicher Besitz. [9]).

1719 war der Große Hauptkanal teilweise fertig mit vielen Nebengräben, durch die das Luch bis 1725 noch weiter ausgetrocknet wurde, Brücken und Dämme entstanden, Holz und Strauchwerk wurden weitgehend gerodet. [10]).

Der König setzte sein Vorhaben gegen die Bedenken der Domänenkammer, wie im Lande „bekannter und experimentierter Hauswirthe“ [11]), die eine Austrocknung des Luchs befürchteten, durch. Er zog Adlige wie Kossäten mit oft erbarmungsloser Härte zu Kosten und Arbeiten heran und ordnete sie so mit Gewalt dem Gesetz dieser Landschaft und ihres übergeordneten preußischen Raumes ein. Als der Druck des Königs nachließ, fühlte aber der Einzelne sich noch nicht verpflichtet zur verantwortungsvollen Räumung seines Grabenanteils, und die Königshorster mußten mehrere größere Überschwemmungen erleben. [12])

Auf der Arbeit an Dämmen und Gräben baute sich die Gutseinheit auf, eine Domäne mit ihren Vorwerken. Ein ehemaliger Morast wurde zu einer Wiesen- und Weidelandschaft umgeschaffen, auf der an verschiedenen Meierhöfen unter Leitung holländischer Familien eine blühende Milchwirtschaft entstand. Von der „ordentlichen Lehranstalt“ der Butterbereitung aus süßer Sahne, ging der Weg dieses neuartigen Gewerbes über Preußen aus. [13])

Friedrich Wilhelm I. schaffte die Grundlagen eines weitgedehnten Wirtschaftsgefüges. Friedrich der Große gestaltete das Erbe seines Vaters aus. Er setzte vor allem im Jahre 1747/48 im Königshorster Amtsbereich 26 Pfälzer Kolonistenfamilien in den ehemaligen Vorwerken Deutschhof und Hertefeld wie in dem neuentstandenen Mangelshorst an. Sie wurden zunächst notdürftig untergebracht, um sich am Neu- und Umbau ihrer Höfe zu beteiligen. Für die Kosten kam der Staat auf. Außerdem erhielt jede Familie zur Bewirtschaftung ihrer 90 Morgen 4 Zugochsen und daneben noch 7 Kühe. Nach zwei Schonjahren mußten 18 Taler Erbzins an das Amt gezahlt werden. Die Mangelshorster hatten erst Sumpfgebiet in eigenes Kulturland zu verwandeln. Nach einer Aufstellung Otto Gebhards stammten 14 Familien von ihnen aus dem Bauerntum, die übrigen 12 aus dem Handwerkerstand. [14]). Aber auch die Bauern konnten dem Luch nicht ohne weiteres gewachsen sein. Daher stand ihre Arbeit unter ständiger Aufsicht des Amtes Königshorst. Der König wollte durchaus nichts von „liederlichen Wirthen und Faulenzern“ wissen. Der Erbzinsvertrag von 1748 versicherte ihnen, daß man sie neben 104 Gespanndiensttagen im Jahr für das Amt und der Zahlung ihres Erbzinses von

allen weiteren Abgaben und Diensten, „sie mögen Namen haben, welche sie wollen, sie mögen erdacht sein, oder noch erdacht werden, für ewige Zeiten befreie". Die Kolonisten in ihrer eigenen größeren Wirtschaft und den mit dieser verbundenen, oft drückenden Sorgen wehrten sich immer wieder gegen diese Pflichten. „Aber die Dienste mußten eingehalten werden, da sie für den Wirtschaftsbetrieb der Domäne lebenswichtig waren." [15]) Eine Bestimmung setzte fest, daß „die ewigen Aufwiegler und Rädelsführer gegen die nun einmal festgesetzten Hand- und Spanndienste bei widerspenstigem Betragen zur Hausvogtei oder nach Befinden zu Zuchthausstrafen" [16]) zu bringen seien. 1810 wurde auch ihr Dienst abgelöst. Die ersten Jahre waren schwer für diese Neubauern. Kaum waren sie angesetzt, da brach eine Lungenseuche unter dem Vieh aus und raffte einen großen Teil hin. Dann hatten sie gegen Überschwemmungen anzukämpfen, die nur geringe Ernteerträge einbrachten. Darum mußte ihnen der Erbzins 1751 vom König erlassen werden. 1754 sind sie dem Amt seit 5 Jahren 2453 Taler schuldig geblieben. Ein Teil davon wurde ihnen erlassen, das übrige Geld mußte mit aller Strenge eingetrieben werden. Nach dem siebenjährigen Krieg waren die Wirtschaften so weit gefestigt, daß der Erbzins pünktlich bezahlt und die Dienste regelmäßig abgeleistet wurden. Als die vollgepackten Heuwagen im vorigen Jahrhundert in die Kasernen nach Potsdam und Berlin fuhren und mit offenen Armen aufgenommen wurden, hatte sich ihre wirtschaftliche Lage wesentlich gebessert. Trotz der notwendigen Umstellung von einer ausschließlichen Viehzucht auf teilweisen Ackerbaubetrieb in der Zeit vor dem Weltkrieg, gehört zu dem Begriff dieses heutigen Altbauerntums vor allem der große Wiesenbesitz. [17])

Ulrich Wille trennt das Luch in völkischer Hinsicht vom übrigen Osthavelland: „Das Luchgebiet zeigt einen wesentlich verschiedenen Aufbau der Bevölkerung. Das alte Bauerntum fehlt den jungen, durch die Hohenzollern erschlossenen Siedlungsgebieten völlig, an seine Stelle treten Büdner und Kolonisten, die aus der Nähe oder Ferne zugewandert waren." [18]) Die Kolonisten, von denen, nach einer Liste Gebhards [19]), 9 aus Pfalz-Zweibrücken, die übrigen aus Kurpfalz und einige wenige aus Baden und Hessen stammten, saßen trotz ihrer Arbeitsabhängigkeit vom Amt in freien Bauerndörfern mit eigenen Schulzen und genossen Privilegien, wie die Verschonung vom Heeresdienst, als „Ausländer". Auch sie waren „bodenständiger als Gutsangestellte und Arbeiter" [20]), und

die Aufnahme von Blutsströmen aus der neuen Umwelt geschah ganz allmählich und stetig.[21]) Vom Blickpunkt des Volkstums gesehen, gilt aber auch für diese Siedler der Satz: „Die Eingewanderten, von vornherein in wirtschaftlich beschränkten, meist sogar in ärmlichen Verhältnissen lebend, und sofort durch die Ansetzungsumstände in Abhängigkeit gebracht, konnten ihre volkliche Eigenart weder im Bau ihrer Häuser, noch in der Einrichtung und dem Betrieb der Wirtschaften zur Geltung bringen“ [22]), „dazu mußte das Materielle allzu einseitig im Mittelpunkt ihres Lebens und Strebens stehen“.

Auch die Tagelöhner der Domäne Königshorst waren zu einem großen Teil bodenständig. Sie kamen ursprünglich „aus den benachbarten Ämtern“ zur Ermöglichung ihrer Bewirtschaftung. Auf diese Weise setzte man 42 Arbeiterfamilien im Amt Königshorst an[23]) (bis 1739). Jordan erwähnt 1860 eine Familie, die seit 1733 ansässig ist.[24]) Er weist in diesem Zusammenhang ausdrücklich auf die Vererbbarkeit der Arbeitsstellen an tüchtige Familien hin. Dasselbe galt auch für die nachgeborenen Bauernsöhne und deren Erben, die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die günstigen Lebensbedingungen Königshorsts allen anderen vorzogen. Faßt man den gesamten Amtsbereich als gemeinsamen Arbeits- und Lebensraum seiner Menschen, kann man auch von einer Ortsbürtigkeit mancher Landarbeiterfamilien reden. Unter den Konfirmanden von 1938 stammten 2 Landarbeitersöhne von Mangelshorster Kolonisten ab. Die Ahnen zweier heutiger Kleinsiedlersöhne im Neubauerndorf Königshorst werden 1728 und 1739 im dortigen Kirchenbuch erwähnt. Auch von den heutigen Rentenempfängern tauchen schon einige Familiennamen in der ältesten Zeit Königshorsts auf, einige sind in späteren Jahren aus dem Westhavelland eingewandert, und ein paar brachten ostdeutsche Landarbeiter mit sich ins Luch. Auf der breiten Lebensgrundlage einer ertragreichen Viehwirtschaft konnte sich ein gesundes, ansässiges Tagelöhnertum erhalten, in kleinen Zweifamilienhäusern mit Gartenland und zwei Kühen ließ es sich menschenwürdig leben. Es ersehnte auch während der sozialen Umwälzungen um 1848 herum keinen Wechsel seiner Lebenslage.[24]) Die jüngeren Söhne der Bauern des Umkreises tauschten diese gegen ein selbständiges Leben ein und zogen sie jeder anderen vor.[25])

Nach dem Tode der beiden Könige ging die Verwaltung der Domäne ausschließlich in die Hand des Pächters über. Damit war zugleich ein Zerfall der alten Gutseinheit verbunden. Mit den

meisten ihrer Vorwerke und dem Amt mit Ort und Kirche entstand sie zur Zeit Friedrich Wilhelms I. Als Vorwerke wurden gegründet: Nordhof, Lobeofsund, Hertefeld, Kienberg. Dazu ist noch zu rechnen das Erbzinsgut Kuhhorst und die beiden Krüge Dreibrück und Seelenhorst. Mangelshorst ist erst ein Kolonistendorf Friedrichs des Großen. Er legte eine Maulbeerplantage an der Pietzkute an, deren Land in die Hände der Familie von Ribbeck überging, dann erwarb die Stadt Berlin dies heutige Ribbeckshorst für eine Sträflingskolonie. Hertefeld und Kienberg hatten sich schon früh vom Zentrum abgesondert und waren eigene Domänen geworden, während Kuhhorst als Rittergut, Deutschhof und Mangelshorst als Bauerndörfer fortan ihr selbständiges Leben führten. Der Restbestandteil Königshorst, Nordhof, Lobeofsund blieb bis zur Aufsiedlung 1932 erhalten.[26])

Schon Anfang dieses Jahrhunderts mußte der Kolonist seinen Heuhandel einschränken. Man gewann durch Meliorierungsarbeiten immer mehr an Lucherde für Ackerland. Die Betheler Anstalten hatten durch Entwässerungen um Dreibrück den wirtschaftlichen Nährboden für die Bodelschwinghsche Heimstätte für die „Brüder von der Landstraße" geschaffen, und wo man um Hertefeld herum noch vor dem Weltkrieg im Kahn zur Jagd fuhr, machten russische Kriegsgefangene und deutsche Rückwanderer aus dem Lager Bergerdamm Land urbar. Im Zuge der Binnenmeliorierung schafften sich westfälische und oldenburgische Bauernsöhne aus eigenen Mitteln und eigener Kraft mit zäher Ausdauer gegen alle Unbilden der Landschaft eine neue Heimat in Lucheinsamkeit.[27]) Über all die Einzelunternehmungen hinweg räumte der Arbeitsdienst 1932 die alten Gräben und machte damit die Neubauernsiedlung auf der Domäne Königshorst erst möglich.

b) Die heutige Plansiedlung.

Das Neubauerndorf Königshorst entstand 1932. Die Siedlungsgesellschaft „Bauernhof" erwarb das Gebiet der verschuldeten Domäne für die Aufsiedlung. Die Planung der gesamten Anlage und des Siedlungsvorganges überhaupt fiel damit noch unter die damals gültigen Richtlinien. Diese setzten die Erforschung der Boden- und Klimaverhältnisse voraus, sie forderten die verkehrsmäßige Aufgeschlossenheit der neuen Dörfer, sie verlangten den Entwurf der Siedlerstellen durch die Siedlungsgesellschaft, sowohl ihrer Größe und Anzahl, wie auch ihrer Zusammensetzung nach.

Die Wohn- und Wirtschaftsgebäude waren sachgemäß anzulegen. Die Auswahl der Siedler setzte nach den Gesetzen von 1919 landwirtschaftliche Kenntnisse, Gesundheit und nach Möglichkeit Verheiratung, wegen Mithilfe der Frau, wie eine zur Anschaffung von Inventar notwendige Kapitalkraft voraus.[28]) Aber während noch im Jahr 1925 die Zahl der unbäuerlichen Siedler 45% betrug, fiel sie unter den heutigen Anforderungen an die Landwirtschaft auf 5%.[29]) Die Arbeitslosigkeit auf der einen, die Verschuldung der Güter auf der anderen Seite verwischten die Grenzen einer berufsmäßig bestimmten Auswahl der Neubauern. Die heutige Siedlung konnte auf diese sachlichen Bedingungen nicht verzichten. Aber da sie von dem Lebendigen des deutschen Volkstums ausgeht, bemüht sie sich in der Raumplanung um eine ganzheitliche Schau all der vielen Elemente, die einen Volkslebensraum schaffen. So sollen nach Weigmann die Volks-, Stammes-, Sprach-, Verwaltungs- und Wirtschaftsgrenzen in ihrer Beweglichkeit ergründet werden, um aus ihrem Gesetz zukünftigen Entwicklungsvorgängen vorausschauend den Weg zu ebnen.[30]) Wenn sich auch jede rein zweckvoll angelegte Plansiedlung der Landschaft in gewisser Weise anpassen muß, so wurde doch in Königshorst die Einseitigkeit ihrer Durchführung deutlich: Die Häuser wurden in mathematisch berechneten Abständen von einander reihenweise angelegt und nach einem schematischen Baustil errichtet. Es fehlte eben noch die innere Verbindung zum Bauern- und Volkstum und das Verständnis für das Eigengesetz einer natürlichen Landschaft.[31])

Immer stärker wird die Notwendigkeit einer landsmannschaftlichen und stammesmäßigen Zusammenfassung der Siedler in den Wohngebieten ihrer Vorfahren eingesehen, während die Königshorster aus ganz verschiedenen landschaftlichen und teilweise auch beruflichen Herkunftsländern gezogen wurden. Die Gründung des Dorfes bedeutet heute mehr als den Weg aus bloßer Notlage heraus. Zu ihrem Gelingen drängen sich Wünsche und Hoffnungen des Staates zusammen in dem Ringen um die tiefsten Fragen der Volkserhaltung. Darum erhält das Dorf unserer Zeit ein immer stärkeres politisches Gepräge. Im Blick auf das Volksganze fordert das Reichserbhofgesetz Eignung und Landverbundenheit der neuen Bauern, kameradschaftliche Gesinnung und verantwortungsbewußte politische Haltung innerhalb der gewaltigen Aufgaben, die der Staat von seinem Nährstand verlangen muß.[32]) So wurde das Neubauerndorf Königshorst wohl in den heutigen Lebenskampf eingespannt, ohne daß die eigentlichen Grundlagen dafür geschaffen

wurden. Aber in dem sachlichen Bestreben des Siedlungsunternehmens um den äußeren Aufbau des Neubauerndorfes lag zugleich die Notwendigkeit einer Anpassung an die besondere Eigenart der Luchlandschaft, wenn auch von ihr aus erst die Mängel dieser Plananlage sichtbar werden.

1. Stellenverteilung, Felderordnung und Hausbau in ihrer landschaftlichen Bedingtheit.

Während mancher Jahrtausende war das Luch überflutet gewesen von den Wassern eines nacheiszeitlichen Urstromtals.[33]) Der Boden wurde durch ihre Gewalt ausgelaugt und besitzt auch noch heute keine humusbildende Kraft. Es entstand ein schwarzer Luchsand, der weder die Feuchtigkeit aufnimmt, noch den Winden Widerstand leistet. Aber die kalk- und lehmhaltigen Ablagerungen eines späteren Sees sind für die Anlage einer Wiesen- und Weidewirtschaft geeignet. Die höher gelegenen Flächen mit Mergeluntergrund sind für den Ackerbau günstiger. Da der Grundwasserstand sehr hoch ist, läßt sich auf den Talsandböden noch immer Roggen anbauen, aber auf dem reinen Flugsand nur noch die schwarze Luchkartoffel. Früh- und Spätfröste wirken sich bei der niedrigen Lage des Luchs besonders schädlich aus. Das waldlose Gebiet hat unter sommerlicher Regenarmut besonders zu leiden, noch dazu bei dem vorwiegend sandigen Charakter seines Bodens und in der ungeschützten Lage vor den Stürmen.[34])

Das heutige Königshorst kann wohl die alten Anlagen einer Kulturlandschaft für sich in Anspruch nehmen: Der Kampf zwischen Mensch und Natur, gegen Wasser, Sand und Wind ist aber derselbe geblieben, denn trotz eines Graben- und Dammnetzes steigt das Grundwasser noch immer gefährlich an, und die Weideanpflanzungen auf den Dämmen und die Windschutzhecken brechen wohl die Gewalt des Windes, ohne sie ableiten zu können. Dem Sand müssen erst einmal in mühevoller Arbeit lebenschaffende Stoffe zugeführt werden. Er wird auch dann immer noch Luchboden bleiben.

In früheren Zeiten hatten Wiese- und Weidewirtschaft ein besonderes Vorrecht in Königshorst. Heute liegt die Siedlung im Milcheinzugsgebiet von Berlin. Die landwirtschaftliche Erschließung dieses Raumes seit der Jahrhundertwende hat aber das Verhältnis zwischen Acker- und Weideland zu 3 : 2 verschoben, doch ist die

Kuhwirtschaft auch heute noch die wichtigste Ernährungsquelle des Siedlers. Die Siedlungsgesellschaft legte, wegen des Kulturartenverhältnisses, des hohen Anteils an Luchboden, trotz des im Vergleich zu anderen Luchgebieten verhältnismäßig starken Mineralbodenanteils, das Schwergewicht auf die Gründung von Großbauernstellen.[35]) So wurden 36 Großbauernstellen von rund 80 Morgen, 18 Vollbauernstellen von rund 60 Morgen und 17 Kleinstellen von rund 20 Morgen gebildet. Aber auch die Vollbauern sollten mit der Zeit Anteile an einer zu diesem Zweck ausgelegten Reservatfläche hinzu erwerben. Der Großsiedlerbetrieb konnte am ersten aus der Verschiedenartigkeit der Bodengüten heraus die Streubesitzanlage ertragen, und damit Schäden und Mißernten am besten ausgleichen.

Für die Flurgliederung war es nötig, die Äcker nicht zu weit von ihren Höfen zu entfernen. Es entstanden so die einzelnen Dorfgruppen an den landwirtschaftlich ergiebigsten Stellen. Dämme, Gräben, Wege und Straßen ziehen die Grenzen einzelner Landstücke, die in Streifen aufgeteilt sind. Die Verschiedenartigkeit des Bodens zwang oft noch zu einer engeren Aufteilung der Fläche. Um den Dorfteil Königshorst zieht sich ein besonders feinmaschiges Netz von Dämmen und Gräben, hier wechseln die Bodenklassen am stärksten. Dazu kommt, daß nur hier im Kerndorf ein Nebeneinander von Groß- und Kleinsiedlern besteht, daß Brennerei und Schule wie die Gemeinde ihre Ackeranteile besitzen. Dagegen wird das Bild übersichtlicher in den äußeren Dorfbezirken der Siedlung. Hier verlieren sich die Entwässerungsanlagen immer mehr in die Weite, die Bevölkerung ist rein bäuerlich, heute großbäuerlich. In Sandhorst und Nordhof ist die Bodenverfassung verhältnismäßig günstig und gleichmäßig. Im Gegensatz zu Königshorst ist hier der Umkreis des Ackerlandes besonders klein und der Arbeitsweg des Siedlers nur kurz. Die Äcker sind gut erreichbar. Die Flur des Neubauernlandes grenzt im Süden an die Gemarkung von Mangelshorst, im Osten von Linum und Kuhhorst an. Im Norden zieht sich der Hakenberger Damm entlang, dahinter schließt sich die Gemeinde Dechtow an. Die Westgrenze trennt Bauern vom Domänenland Lobeofsund. Wenn nach heutigen Untersuchungen der mittlere Bauernhof mit 25 bis 40 ha am leistungsfähigsten als Familienbetrieb ist,[36]) so haben auch einzelne Siedler durch Pachtung von Land die Grenzen ihrer Ackeranteile überschritten. Innerhalb des gesamten Ackerlandes sind durch die Vergrößerung der Vollbauernstellen, die Zuteilung

von Land an besonders Benachteiligte aus der Reservatfläche, durch verwandtschaftliche Vereinbarungen, ursprüngliche Verhältnisse verwischt.[37])

In dem schon erwähnten Plan heißt es weiter: „Durch die verstärkte Viehhaltung im Luchgebiet war die in den Richtlinien vorgesehene Stallfläche nicht ausreichend, daher mußte eine Vergrößerung des Stalles vorgenommen werden." Zur Erleichterung der Viehpflege wurden Wohnhaus und Stall unter einem Dach vereint. In Volksgebieten ausschließlicher Viehzucht hat sich die uralte Form dieser Wohnstalleinheit noch immer erhalten. Durch die Entwicklung der Landwirtschaft zu immer größerer Vielseitigkeit wird sie aber immer mehr von dem Gehöft verdrängt. Auch die Kolonistenhäuser Friedrichs des Großen im Luch waren eine Einheit von Wohnhaus, Stall und Scheune auf der Grundlage einer reinen Weidewirtschaft, ebenso beherbergte das Dach der Tagelöhnerwohnung zugleich auch den Kuhstall. Heute hat sich aber fast überall schon das Gehöft durchgesetzt. Die Anlage eines besonderen Schweinestalls hatte sich aus der Umstellung auf den Ackerbau um die Jahrhundertwende ergeben. Die Übertragung des neuen Hausbildes auf das heutige Bauerntum im Luch wird den steigenden Ansprüchen an den Siedler als Ackerbauer nicht mehr gerecht, wenn auch für den Großsiedler der Bau einer selbständigen Scheune wie eines freistehenden Schweinestalls notwendig werden mußte. Die Siedlungsgesellschaft sah innerhalb allgemein gültiger Bestimmungen den Ausbau gegebener Plananlagen für den Siedler vor.[38]) So hatte dieser den Ausbau seiner Wohnung, den Deckenputz, die Kalkung des Stalles und seine Inneneinrichtung, den Bau einer Tenne, die Herstellung der Tore an der Scheune zu übernehmen, wie ihre Vergrößerung. Der Hof mußte noch umzäunt werden. Jede Hofstelle erhielt eine Wohnstube, eine Wohnküche und eine Schlafstube auf dem Boden. Wegen des hohen Grundwasserstandes konnte man keinen unterirdischen Keller einbauen, er wurde daher zu ebener Erde angelegt. Die Futterküche hatte aus betriebswirtschaftlichen Gründen Wohnung und Stall miteinander zu verbinden. Die Form der Ausbausiedlung verbilligte zunächst den Preis der Neubauernstelle. Wenn sie auch naturgemäß die Mitgestaltung des Siedlers an seinem Eigentum nicht ausschaltete, so begrenzte sie doch alle Möglichkeiten eigenen Schaffens auf das Notwendige hin, auf der Grundlage seines ohnehin, und im Luch ganz besonders schweren Existenzkampfes. Darum, weil der Durchbruch bäuerlicher Eigenformen hier so stark

gehemmt wird, muß jede Umbildung der Gegebenheiten aus den Wurzeln der alten Heimat und der Auseinandersetzung mit Leben und Arbeit des neuen Raumes mit derselben Freude aufgenommen werden, wie sie den Formen echter und bodenständiger Hausgestaltung zukommt, die aus der Fülle einer gefestigten Überlieferung fortschaffend ihre Nahrung schöpfen kann.

Im Kerndorf und in einigen alten Vorwerken haben sich mehrere Ställe, das Pastoren- und Küstershaus, der Dorfkrug, ein paar Tagelöhnerhäuser unversehrt aus der ältesten Zeit der Domäne erhalten können. Sie entstanden nach dem persönlichen Bauplan Friedrich Wilhelms I., erhielten durch den Formwillen eines Einzelnen und eine mit ihm verbundene Zweckbestimmtheit ihre feste und dauernde Prägung, denn sie waren bis 1933 Eigentum einer Gutsgemeinschaft und damit dem Gesetz eines umschaffenden Volkslebens nicht unterworfen. Die Dauerhaftigkeit friederizianischer Bauten hing ab von der sicheren Erkenntnis ihrer landschaftlich gebundenen Bedingtheiten. Aber auch von den Häusern Friedrich Wilhelms I. kann man sagen: „Die Dächer sind an den Giebeln abgeflacht, um ewige Winde dieser eingelagerten Landschaft besser abzuleiten", das Fachwerk war erforderlich, „weil Steine im Luch selbst nicht vorkommen", „das Mauerwerk war leuchtend rot verputzt und das Gebälk des Fachwerks rein weiß abgesetzt, um eine möglichst klare und starke Gegenwirkung zu den wechselnden, zweifelhaften Farbwerten dieser Gegend zu erzielen".[39])Der König entwarf persönlich den Grundriß der Kirche, die mit dem „Thürmgen" 1737 fertig wurde. Die Kriegs- und Domänenkammer wurde dazu beauftragt, Zeichnungen und Kostenanschlag für das Prediger- und Schulhaus zu entwerfen, und dem Könige zur Bewilligung zu schicken. Die Ställe sollten „gut holländisch" sein und die gleichzeitig gebauten Scheunen mußten 200—250 Fuder Heu fassen. Unter dem heutigen weißen Anstrich ihres Fachwerks konnte man noch 1860 den ursprünglich roten, weiß markierten Ziegelsteinbau erkennen. Um 1860 kamen die Strohdächer der Tagelöhner-Katen ab und wurden durch Ziegelsteindeckung ersetzt.[40]) Aber alle später errichteten Wirtschafts- und Wohngebäude bedeuteten nur die Füllung einmalig gegebenen Rahmens, und die Schnitterkasernen der Nachkriegszeit nehmen sich störend in ihrer, nur vom Standpunkt der Nützlichkeit diktierten Bauweise als Unterkunft einer fließenden, dauernd sich ändernden Arbeiterschaft, aus. Die Siedlerhöfe sind Neuformen der Gegend. Im Siedlerdorf mußte Bestehendes weitestgehend aus-

genutzt werden. So entstanden im ganzen 31 Neubauten und 40 Umbauten. Das Gesicht der Siedlung wurde uneinheitlich und kann die Züge verschiedener Zeiten nicht in Einklang bringen.

2. Die Aufgeschlossenheit der heutigen Siedlung.

Königshorst liegt mitten im Havelländischen Luch; wie ein Ring umgeben die mittelalterlichen Siedlungsgebiete dieses alte Sumpfland, und es trennen sich so räumlich geschichtliche Zeiten und Wesensformen. Mit Königshorst begann erst die Geschichte des Luchs.

Im Osten grenzt der Glien mit den Dörfern Tietzow, Börnicke und Kienberg an, im Norden das Ländchen Bellin mit Linum, Hakenberg, Tarmow, Lenzke und Brunne. Im Süden schließen sich daran Gutsländereien um Ribbeck und Selbelang, im Westen um Wagenitz und Warsow. An der Südostecke bildet Nauen das Eingangstor von Berlin her, in diese auch heute noch einsame Landschaft hinein.

Die Vorarbeiten für den Siedlungsaufbau hatten ergeben, daß das neuerworbene Land eine günstige Verkehrslage hatte. Königshorst ist mit Nauen durch eine Kunststraße von 15 km Länge verbunden. In derselben Entfernung liegt Fehrbellin an der Landstraße, die von Nauen am Glien entlang, im Norden am Ländchen Bellin vorbeiführt. Sie ist durch einen Feldweg mit der Straße Königshorst-Dechtow verbunden. Der Einfuhr- und Absatzverkehr landwirtschaftlicher Erzeugnisse über Nauen wird so ermöglicht, ebenso das Heranbringen von Lebensmitteln und anderen Waren durch Lieferautos. Im Siedlungskern laufen vier Straßen zusammen. Auf diese Weise können die Kleinsiedler Königshorsts gut ihre Arbeitsstätten für den Nebenerwerb auf Rädern, wie z. B. die Hanffabrik Bergerdamm erreichen.

Der Bahnhof in Lobeofsund liegt 2,5 km vom neuen Dorf entfernt. Von hier verbindet eine kleine Dampfbahn auf der Strecke Neuruppin—Paulinenaue, die „stille Pauline", mit dem Anschluß an den Personenzug nach Nauen, das Luch mit dem Berliner Vorortverkehr. Über Nauen führt die Eisenbahnlinie nach Hamburg über das durch die Hamburger Straße ebenfalls gut erschlossene Südgebiet des Luchs.

Die Siedlungsgesellschaft konnte auf einer alten Plananlage aufbauen. Das Gut mit seinen Vorwerken war die Grundlage für

das spätere Straßensystem. Die Häuser liegen auf diesen Straßen, oder auch auf den Wegen, die zu ihnen führen. So können außenliegende Dorfteile leicht in Verbindung bleiben mit dem Kerndorf, in dem sich das handwerkliche, gewerbliche und geistige Leben zusammendrängt. Die Forderung nach der Aufgeschlossenheit der heutigen Siedlung in ihrer zunächst sachlichen Bedeutung[41]) ist bei dieser Anlage erfüllt auf dem Boden einer alten, echten Planlandschaft. Aber da diese zugleich eine ausgedehnte Domäne umgrenzte, die als ein anziehender Brennpunkt in die engere und weitere Umgebung hineinwirkte[42]) und innerhalb der eigenen Grenzen einem in erster Linie wirtschaftlichen Zweck diente, kann das Land um das Neubauerndorf Königshorst heutigen Forderungen in völkischer Hinsicht nicht entsprechen.

II. Königshorst im Schnittpunkt zweier Besiedlungszeiten. — Der Weg von der Gutswirtschaft zum Bauerndorf.

a) Die Siedlerauswahl nach landschaftlicher und beruflicher Herkunft.

Die Bewohner Königshorsts stammen aus ganz verschiedenen landschaftlichen und beruflichen Herkunftsgebieten. Aber Nordwest- und Ostdeutschland mit dem weiteren Osten kommen vor allem als Heimatlandschaften in Frage, während Bayern, Sachsen, Mecklenburg und das Rheinland sich nur wenig an der Siedlung beteiligten.

1. Die West-Ostsiedlung.

Die Nordwestdeutschen kommen aus dem Teutoburgerwald und seinen Ausläufern. Damit werden provinziell erfaßt: Ostwestfalen, Lippe, Hannover mit dem Eichsfeld. Die meisten von ihnen sind Kleinbauernsöhne. In den häufigsten Fällen trieben sie ein Nebenhandwerk, oder sie lösten sich vorübergehend ganz vom Bauerntum. Unter den Berufen finden sich Straßenwärter, Ziegelei- und Fabrikarbeiter, Schmiede und Schlosser. Aus ihrem Stammeserbe heraus blieben sie Bauern und wurden Siedler. Im Verhältnis zu den anderen Siedlerschaften ist unter ihnen die Zahl der ehemaligen Posensiedler besonders groß, die zur Ost-Westwanderung

gezwungen wurden.

Die Mitteldeutschen aus der Rhön, aus Thüringen und der Provinz Sachsen suchten sich als ehemalige Kleinbauern zu vergrößern.

Die West-Ostsiedler machen 33,1% der gesamten Königshorster Neubauern aus. Von den West-Ostsiedlern aus den stammhaften Volksgebieten erhofft Seraphim eine Festigung ostdeutschen Bauerntums.[43] Die Not des Kleinbauerntums hat sie an schwere Arbeit gewöhnt, aber zugleich den Blick frei gemacht über die eigenen Hof- und Dorfgrenzen hinaus. Die ehemaligen Posensiedler, die nach 1908 durch die Ansiedlungskommission angesetzt wurden, mußten 1919 ihre Höfe wieder verlassen. Dies Schicksal machte viele von ihnen noch widerstandsfähiger, einige zermürbte es.

2. Ostdeutschland.

Westdeutschland steht der ostdeutsche Block gegenüber. Ostdeutschland war vor allem Herkunftsgebiet für den ehemaligen Landarbeiter und Schnitter. Zum großen Teil waren diese schon vor der Aufsiedlung in Königshorst beschäftigt. Bei der allgemeinen Not in der landwirtschaftlichen Arbeit war in der alten Domäne, einer Lebensgemeinschaft aus verschiedenen Berufen, noch immer ein ziemlich sicheres Brot zu finden. Die Schnitter waren je nach Herkunft auf die einzelnen Vorwerke verteilt. Sie wurden, soweit sie siedeln wollten, auf Kleinstellen an der Lobeofsunder Straße angesetzt. Sie kamen aus Liegnitz und Landsberg an der Warthe.

Das engere Ostdeutschland schickte auch einige Bauernsöhne nach Königshorst. Je weiter es sich in den Ostraum hineindehnt, in ehemalige und heutige Gebiete deutscher Ostsiedlung, wie Posen, Westpreußen, Russisch-Polen, die Halbinsel Krim, nimmt die Herkunft aus dem Bauernstand wieder zu. Andere Berufe sind aber stadtverbunden. Einem Gutsbesitzerssohn aus Westpreußen blieb nur die Wahl zwischen bäuerlicher und städtischer Arbeit im Gegensatz zu den Nordwestdeutschen. So wurde er erst Landarbeiter, dann Musiker und Fabrikarbeiter, bis er sich aus seinem Erbe zum Siedler entschloß.

3. Die übrigen deutschen Landschaften.

Die Sachsen, Bayern, das Rheinland und Mecklenburg sind schwach vertreten. Ein Zittauer Melker arbeitete sich auf dem Gut zum Obermelker herauf, erwarb dann eine Doppelsiedlerstelle

auf einem der besten Böden. Einem sächsischen Fabrikantensohn waren genug Mittel zum Aufbau und zur Erhaltung seines Hofes gegeben. Der einzige Mecklenburger konnte den väterlichen Hof wegen seiner Heiratswahl nicht erben. Er war froh, daß er wenigstens noch als Kleinsiedler ein Dach über den Kopf bekam. Ein Bayer hatte seine Eignung zum Bauerntum als Siedler in Posen erprobt. Ein Franke, ein Ulmer Handwerkersohn, studierte Landwirtschaft, wurde Farmer in Nordamerika und dann Restgutsbesitzer in Königshorst.

4. Die Versorgungssiedlung der ehemaligen Gutsarbeiter.

Die Siedlung nahm sich der ehemaligen Gutsarbeiter und -handwerker an. Schon vor 1933 beschäftigte man sich mit dem Schicksal der bei einer Aufsiedlung von Gütern brot- und heimatlos werdenden Arbeiter. Ein Reichsgesetz vom 31. 3. 1931 bestimmt: „Die Ansässigmachung von land- und forstwirtschaftlichen Arbeitern und Angestellten, die bis zur Besiedlung auf dem Siedlungsgut ansässig und wohnhaft gewesen sind, soll durch ausreichende Gewährung von Einrichtungskrediten erleichtert werden.“ [44]) Diese Bestimmung hat noch den Charakter einer reinen Versorgungsanordnung. Die Königshorster Kleinsiedler wurden aus der Not der Arbeits- und Heimatlosigkeit bei der Aufsiedlung zur Übernahme einer Stelle getrieben. Sie wurden bei der Zwischenbewirtschaftung zur Ernte eingesetzt und dann zuerst versorgt. Nach der Aussage des Ortsbauernführers bekamen sie eine Abfindung in Höhe von 700,— Mark zur Anzahlung ihrer Stelle und einen Einrichtungskredit zur Anschaffung von Kühen und Ackergeräten. Mit ihnen wurden 28 ehemalige Landarbeiterfamilien als Rentenempfänger in zwei Gemeindehäusern in das neue Dorf aufgenommen. Die 17 Kleinsiedler wurden zum Teil, um ihre Berufe als Gewerbetreibende und Handwerker weiter ausüben zu können, zum größeren Teil wegen ihrer begrenzten Mittel und ihrer bisherigen Arbeit in Gutsabhängigkeit, in die Grenzen einer festgelegten Kleinstellengröße hineingezwängt. Darunter fielen auch tüchtige, vorwärtsstrebende Landarbeiter und zwei Bauernsöhne.

Unter den Kleinsiedlern und Rentenempfängern sind Nachkommen altangesessener Tagelöhner- und späterer Deputantenfamilien, wie nachgeborener Bauernsöhne, die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die gesunden Lebensbedingungen der

Domäne Königshorst allen anderen vorzogen. So war der Urgroßvater eines heutigen Kleinsiedlers und ehemaligen Landarbeiters noch Bauer im Westhavelland. Von dort stammt auch der ehemalige und heutige Krugbesitzer.

b) Der Aufbau der Siedlerwirtschaften.

1. Die Abgaben und Verpflichtungen.

Im Plan der Siedlungsgesellschaft heißt es: „Nach den maßgebenden Richtlinien war von den Siedlern mindestens ein Zehntel des Kaufpreises einer Siedlerstelle anzuzahlen. Das Restkaufgeld ist als unkündbares Rentendarlehen gegeben und im ersten Jahr zins- und tilgungsfrei. Im zweiten Jahr sind 2%, im dritten Jahr 3% und im vierten Jahr 4% für die Verzinsung zu entrichten. Nach diesen Frei- und Schonjahren setzt die endgültige Leistung mit 4% Verzinsung und ½% Tilgung ein.“ [45]) Die Tatsache, daß die Zahlverpflichtungen unabhängig von einer Schwankung des Klimas, von den Bodenverhältnissen und damit von dem Ausfall der Ernte eingehalten werden müssen, wirkt sich gerade auf die Luchwirtschaften sehr belastend aus. Die Großbauernstellen kosteten 18 000 bis 20 000 Mark, die Vollbauernstellen 14 000 Mark. Die Großstellen haben vierteljährlich 150,— Mark, die Kleinbetriebe 80,— Mark Rente an die Siedlungsgesellschaft zu zahlen.

Weiter ergeben sich für die Siedler noch folgende Abgaben nach der Angabe ihres Ortsbauernführers: 1. Eine jährliche Gemeindesteuer, für den Großsiedler 140—150 Mark, für den Kleinsiedler 58 Mark. 2. Die Siedler sind als zahlende Mitglieder den Entwässerungsgenossenschaften angegliedert. Die Luchmeliorationsgesellschaft hat das große Grabensystem unter sich. Das erfordert vom Großsiedler jährlich 100—110 Mark, vom Kleinsiedler 20 bis 30 Mark. Die Westhavelländische Bodenverbesserungsgenossenschaft, die für die Instandhaltung der Binnengräben aufkommt, ist nur für den Großbetrieb von Bedeutung. Er zahlt dafür 20 bis 40 Mark.[46]) 3. Eine provinzielle Feuer- und Hagelversicherung mit den Anteilen von 40 und 25 Mark für Groß- und Kleinsiedler. 4. Beide sind in der Berufsgenossenschaft, deren Beiträge sich halbjährlich auf 25 und 7—8 Mark belaufen. Dazu kommen noch 5. Viehseuchenbeiträge, die nach der Höhe der Tierzahl durchschnittlich mit 9 Mark und 50 Pfennig berechnet werden. Sie erhöhen sich, wenn der Siedler tatsächlich, z. B. bei der häufigen

Viehkrankheit, der Maul- und Klauenseuche, eine Unterstützung beanspruchen muß.

2. Arbeitsordnung der Siedlerwirtschaften.

Die Siedlerwirtschaften wurden in ihrer Größe, wie in der Art der Bebauung aus genossenschaftlicher Bindung an die Brennerei und im ganzen aus zwangsweiser Verkettung an die besondere Eigenart des Luchs festgelegt. Die Kleinbetriebe kommen naturgemäß für die Einteilung in Streubesitzgebiete kaum in Frage. Das wirkt sich besonders nachteilig für die Stellen an der Lobeofsunder Straße aus, die fast nur Sandboden besitzen, also keinen Ausgleich bei schlechten Ernten schaffen können.

Ein Kleinsiedler hatte in der Hanffabrik von Bergerdamm gearbeitet. Aber durch den Nebenerwerb außerhalb, wie durch die Mithilfe bei einem Großbauern, kam er selber auf seinem Acker und Hof nicht vorwärts. Er konnte sich auch nicht auf die Landwirtschaft allein beschränken, denn eine Stelle von 20 Morgen, noch dazu auf Sandboden, kann sich allein im Luch nicht halten. Die Aussicht auf Landerweiterung durch die Zuteilung von Reservatflächenanteilen war nicht vorgesehen, und sie hätte den Kleinen doch nicht selbständig machen können, sie hätte ihm wegen der starken Verunkrautung des Landstücks und dem Mangel eigener Maschinen die Lage nur erschwert. Eine Möglichkeit sieht er in der Zupachtung von Land, zur Hebung der Kuhwirtschaft als der reichsten Ernährungsquelle des Luchbauern. Für die Zuziehung von Arbeitskräften fehlen sowohl das Bargeld wie Naturalien. „So dreht und wendet sich ein Kleinsiedler." Wie schwer die Verbindung zwischen Landwirtschaft und Nebenerwerb und wie zäh trotzdem der Drang zur Behauptung der Existenz ist, beweist der Nachtwächter des neuen Dorfes.

Am günstigsten ist die Lage, wenn, wie in mehreren Fällen, die Eltern des Kleinsiedlers und seine Frau sich in Hof und Feld betätigen, während er auswärts arbeitet und der Landwirtschaft gewissermaßen entfremdet wird. So waren früher noch mehrere von ihnen in der Hanffabrik beschäftigt. Sie liegt zwischen Königshorst und Nauen und ist als industrielles Unternehmen auf landwirtschaftlicher Grundlage ein Dauerbetrieb. Der Arbeiter bringt Barlohn nach Hause, während die Siedlerstelle für Ernährung sorgt. Bei jungen Ehepaaren ist der Mann auswärts und die Frau zu Hause. Im Sommer sind fast alle Arbeiter bei der Hanfernte beschäftigt, während im Winter in der Fabrik Jute, Kotonspinnereien,

Seile und Garne entstehen, die über ganz Deutschland geliefert werden. Das alte Niederungsmoor ist so zu einer lohnenden Erwerbsquelle auch für den Kleinsiedler seines starken Stickstoffgehaltes wegen geworden. Dieselbe günstige Arbeitsteilung kommt einem anderen Kleinbetrieb zugute, indem der Mann den ganzen Tag über auf einem Bau in Pervenitz genügend Geld verdient, während seine Eltern mit der Frau zu Hause die Wirtschaft führen. Die Übersiedlung der Altfamilien in die Gemeindehäuser hat auch in dieser Hinsicht ihre große Bedeutung. Wenn sie ihren Kindern nicht helfen können, suchen sie auf eine andere Weise eine Beschäftigung, auch beim Großsiedler. In einem Fall hilft dieser dafür dem familieneigenen Landbesitz mit Maschinen aus.

Die Domäne in Lobeofsund beschäftigte früher mehrere Kleinsiedler und Rentenempfänger. Sie bekamen Tage frei für ihren eigenen Acker und, wenn es erforderlich war, auch Gespanne geliehen. Heute geht nur noch ein Kleinsiedler auf die Domäne. In ähnlicher Weise wird bei einem anderen das ehemalige Landarbeiterdasein fortgeführt, indem er sich ganz dem Großen zur Verfügung stellt, der ihm dafür seinen Acker maschinell bearbeitet. Nach der Meinung seines Nachbarn soll er so sich nur ein kümmerliches Brot verdienen, und lediglich die Kinderzulagen machten die Abgabe der Rentengelder möglich (er hat 9 Kinder).

Alte Schnitterfamilien versuchen sich ganz auf ihr Land zurückzuziehen und sich zu verselbständigen. Es sind weder Eltern da zur Mithilfe, noch Kinder, oder diese sind verheiratet und abgezogen. So ist die mühevolle Arbeit vom frühen Morgen bis zum späten Abend besonders bitter ohne jeden Blick auf eine Zukunft des Hofes. Wenn die Erträge des Ackers gerade zur Erhaltung des Lebens und zur Aufbringung der Abgaben reichen, kann es nicht vorwärts gehen mit Feld, Hof und Haus. Das Entscheidende ist aber, daß die ehemaligen Landarbeiter nicht schon vorher einmal selbständig arbeiteten. Es fehlen ihnen Übersicht und Einteilung innerhalb ihrer eigenen Wirtschaft, das kann die Zähigkeit und Beharrlichkeit der Tagesarbeit nicht aufwiegen.

Einige Kleinsiedler haben Ämter in der Gemeinde. Da ist der Nachtwächter, der sich tagsüber auf seinem, durch Pachtung vergrößerten Eigentum abrackert. Die Zentralanlage der gesamten Wirtschaft beschäftigt einen Milchkühler und einen Kontrolleur. Der letztere muß 14 Tage im Monat für seinen Nebenerwerb hergeben, um die Rechnungsbücher in Ordnung zu halten. Er führt dem Betrieb auf diese Weise monatlich 100 Mark zu.

Ein Siedlerssohn, gelernter Kaufmann, übernahm die Post- und Gemeindeverwaltung. Er braucht sich weder um die Bearbeitung des Ackerlandes noch um die Zahlung der Abgaben zu kümmern. Dafür kommt sein Vater, ein Großsiedler in Nordhof, auf. Er hält diese Lösung für wirtschaftlicher, da auch das Land vor allem Eigentum der Familie bleibt. In der 1939 vergrößerten Gemeinde wurde er Bürgermeister.

Es war im Plan der Königshorster Anlage vorgesehen, einem Bauerndorf die entsprechenden handwerklichen, gewerblichen und überhaupt unternehmenden Kräfte zu sichern, und es war nötig, ihnen eine landwirtschaftliche, wenn auch für sich nicht selbständige Grundlage zu geben. Die angesetzten Handwerker haben fast alle ihre alte Gutstätigkeit mit in die neuen Verhältnisse hinübergenommen. Der Schmied steht in der Werkstatt, während sein Schwager aus Mangelshorst für sein Feld aufkommt. Daneben sind ein Stellmacher und ein Schlosser am Ort. Ein Zimmermann verließ seine Stelle wieder. Der Schuster wohnt mit seiner Mutter, einer Rentenempfängerin, im Gemeindehaus. Er arbeitet oft bis in die Nacht hinein, denn er hat ein dickes Schuldenbuch und kann sich daher keinen Gehilfen leisten.

Die Bedeutung der Handwerker für das neue Dorf bleibt, auch wenn ein vielseitiges Leben die technischen Fähigkeiten im Siedler entwickelte. Ihm fehlt es einfach an geeignetem Rüstzeug und einem Arbeitsraum. Die Handwerkerstellen können nur mit Land vergeben werden. Innerhalb einer festen Plananlage wurde dieses aber restlos aufgeteilt, sodaß eine Veränderung bestehender Verhältnisse, um eine Mehransetzung von Handwerkern oder Gewerbetreibenden zu ermöglichen, erst von der Entscheidung der bäuerlichen Nachkommen des neuen Dorfes abhängen kann.

In dem Dorfkrug Friedrich Wilhelms I. ist zugleich der einzige Kaufladen der gesamten Siedlung. Man kann auch hier übernachten und im Schankraum alle Mahlzeiten zu sich nehmen. Das Gastzimmer ist da für Besprechungen landwirtschaftlicher Art und für politische Abende. Die Frauenschaft kommt in einem kleinen Nebenraum zusammen. Im Gemeindesaal wird getanzt, dort rollen die Filme ab, und hier veranstalten Land- und Arbeitsdienst ihre Feiern. Die Sandhorster Mühle beliefert den Krug mit Backwaren. Er ersetzt zugleich den fehlenden Bäcker. Als Ausdruck seines Wohlstandes ist das alte Fachwerkgebäude innerlich und äußerlich aufgefrischt worden und hat einen gastlichen Vorbau bekommen.

Der Gärtner war ebenso schon vor der Aufsiedlung in seinem

Amt. Auf seiner kleinen Landwirtschaft geht er zugleich seinem Nebenerwerb nach, sodaß sich einerseits seine Leistung verdichten kann im Gegensatz zu den übrigen Kleinsiedlern, daß aber andererseits ein Mißgeschick ihn auch ganz trifft, wie z. B. das Erfrieren der Obstblüten. Er beliefert vor allem den Arbeitsdienst in Nordhof, aber auch einige Siedler mit Obst und Gemüse.

Der Großbauernbetrieb kann sich selbst ernähren. Ein Großsiedler behauptete, man rackere sich von frühmorgens bis spätabends ab, denn die Arbeit müsse geschafft werden, und man habe allein für alles geradezustehen. Da müssen die Kinder mit heran und jeder, der irgendwie dazu gehört. Für den größeren Hof wirken sich Mißernten und anderes Pech wie Viehseuchen noch ungünstiger aus, als für den Kleinhof, da die heutige Bauernwirtschaft, mehr nach außen gerichtet, auch zum großen Teil von dem Umsatz ihrer Waren lebt. Die Luchwirtschaft beansprucht eine größere räumliche Ausdehnung, als es in anderen Gebieten der Fall ist. Dafür ist der Boden weniger ertragreich. Der Mangel an Arbeitskräften macht sich daher um so ungünstiger bemerkbar.

Auf eigenen Antrieb hin schlossen sich die beiden Siedler im alten Gutshaus mit dem „Arbeitsdank“ [47]) zusammen, um durch Zuziehung junger Kräfte zum Land den Siedlern einerseits die notwendige Hilfe zu geben, andererseits Städter wieder mit dem Bauerntum zu verbinden. In den Jahren von 1933 bis 1936 gingen 50 Landhelfer durch das Lager des Arbeitsdank-Heims. 1935 war auch weiblicher Arbeitsdienst hier beherbergt. Heute ist er in das geräumige Gebäude der alten Butterakademie in Nordhof gezogen. Mit dem männlichen und weiblichen Landdienst der Hitlerjugend gingen bis 1937 ungefähr 300 Jungens und Mädchen durch die Arbeit beim Bauern. Von ihnen blieb ¼ auf dem Land.

Der Arbeitsdienst war Wegbereiter für die Neubauernsiedlung. Er wurde weiterhin von der Luchgesellschaft eingesetzt für die Erweiterung und Räumung der Binnengräben. Er legte den Fahrweg nach Nordhof an. Für die landwirtschaftliche Arbeit wurden nur in der Haupterntezeit Gruppen mal bei diesem, mal bei anderen Bauern eingesetzt. Der weibliche Arbeitsdienst richtete einen Erntekindergarten ein und betreut ihn. Die Tatsache, daß es sich in den letzten Jahren immer mehr um ungelernte, zum Teil auch schwächliche Stadtjugend handelt, die der Bauer außerdem nicht voll in den Arbeitsgang des Tages einspannen kann, erschwert jede Zusammenarbeit. Wenn auch der Landdienst von morgens bis abends beschäftigt wird, dann sind die Kosten von ungefähr

40 Mark, die durch Heiz- und Lichtgeld für Gemeinschaftsraum und Heim, für Krankenkasse und Arbeitslohn entstehen, dem Siedler zu hoch. Er müßte dafür volle Leistung verlangen, die er einem ungeübten und sehr oft erst schulentlassenen Kind nicht zumuten will. Eine nähere Verbindung zwischen weiblichem Landdienst und Dorf war durch die Übernahme seiner Führung durch eine Siedlertochter gegeben, die zugleich den BDM leitete. Die Heimabende mit Singen, Spielen und Volkstänzen wurden gemeinsam abgehalten. Der weibliche Landdienst ging jedoch wieder ein, und es gelang noch nicht durch eine Erziehung zum Lande, das Verständnis für das Leben da draußen und die innere Bereitschaft zur Hilfe für den Bauern bei dem größten Teil zu wecken. Aber trotz allem fanden einige diesen Weg zum Land: Eine ehemalige Nordhöfer Arbeitsdienstlerin aus Berlin meldete sich freiwillig zu halbjähriger Mitarbeit in einem Königshorster Großbetrieb an. Sie suchte hier draußen das freie und natürliche Leben und eine Arbeit, für die sie voll verantwortlich war, war es auch nur das Schweinefüttern.

Der Einsatz von Wanderarbeitern wird von den Arbeitsämtern aus geregelt.[48]) Ein Intensivbetrieb mit gesteigerter Ausnutzung maschineller Kräfte zog Polinnen heran, da sie ihm mehr Vorteile durch ihre Genügsamkeit und Ausdauer brachten, als die verwöhnten Stadtkinder. Der ursprüngliche Gedanke einer wirklichen Gemeinschaft zwischen den leitenden staatlichen Stellen, den Hilfskräften und den Bauern wird bei schlechter Auswahl und mangelhafter Führung unmöglich verwirklicht. Da der Siedler oft nicht einmal ihren guten Willen zur Hilfe spürt, verzichtet er lieber ganz darauf. Er belastet dadurch seine Familie wieder stärker und schließt sich immer mehr nach außen hin ab. Das bedeutet eine immer drohendere Herrschaft der Arbeit über die seelischen Kräfte des Menschen und des Siedlers im Luch ganz besonders.

3. Die Zusammenarbeit von Groß- und Kleinsiedlern im neuen Dorf.

Die Grundlage jedes wertvollen Einsatzes ist die Dorfgemeinschaft selber, die aus Zusammengehörigkeitsgefühl und Selbstbewußtsein sich wieder Kräfte zuzuordnen weiß. Im Siedlerdorf müssen die Volkskräfte erst in diesen gemeinsamen Strom gelenkt werden. So setzt die Mischung der Betriebsgrößen diese Entwicklung voraus, indem sie durch ein gegenseitiges Aufeinander-

angewiesensein die Beziehungen zwischen Klein- und Großsiedler stärkte und dem Großen die notwendige Hilfe in arbeitsreichen Zeiten verschaffte. Dafür bekommt der Kleine Maschinen geliehen, deren Anschaffung sich für ihn nicht lohnen würde. Ein Erlaß des Reichsernährungsministers vom 2. 5. 1934 lautet: „Unter der Beachtung der Boden-, Verkehrs- und Absatzverhältnisse und sonstiger Einflüsse muß bei der Bildung neuer Dorfgemeinschaften auf eine gesunde Mischung der verschiedenen Betriebsgrößen und -arten Wert gelegt werden.“ [49]). Ein Bauerntum, das aus sich heraus lebensfähig ist, und ein Kleinbetrieb, dem Nebenerwerb zugesichert werden muß, werden dabei klar auseinandergehalten. Wir sahen, wie gerade der Kleinsiedler Ämter in der Gemeinde übernehmen kann, und seine noch ungeregelte Arbeitsstellung ermöglicht es ihm. Die Kleinsiedler helfen zum Teil dem Großen im Winter beim Dreschen aus, zu einer Zeit, in der sie ihr Hof entbehren kann. Wenn der Große dem Kleinen seine Maschine stellt, kann er damit auf seine dreitägige Hilfe rechnen. Der vertragsmäßige Charakter dieser Vereinbarung läßt die Kleinsiedler darin übereinstimmen, daß in der Erntezeit der eigene Acker sie nicht loslassen kann, gerade wenn ihre Hilfe am nötigsten gebraucht wird. Ebenso wissen auch die Großen, daß sie dann nicht mit ihnen rechnen können. Aber darüber hinaus ist auch der Wille zur gemeinschaftlichen Arbeit noch nicht da. [50]) So behaupteten Kleinsiedler: „Die Großsiedler halten sich allein für Bauern, uns aber für ihre Arbeiter.“ Sie schafften sich selbst ein Pferd an als äußeren Ausdruck ihrer Verselbständigung. Den größten Teil ihrer Landwirtschaft betreiben die Kleinsiedler mit der Hand, sie hacken die Kartoffeln und sicheln das Getreide. Ein erfahrener Großsiedler sah einen Ausweg aus ihrer bedrängten Lage, indem sie sich auf einen landwirtschaftlichen Zweig, wie Geflügelzucht oder Schweinemast, einstellten. Es fehle ihnen aber jeder Unternehmungsdrang, und sie wollten statt dessen den „Großsiedler mimen“, und „in großem Stil leben“.

Erwin Schröter wies für mecklenburgische Dörfer die Untauglichkeit der Landarbeiter zum Siedeln nach und erklärte sie aus der geschichtlichen Entrechtung ihres Standes. [51]) Aber vom Standpunkt des Lebens und der Volksgemeinschaft aus muß die Meinung von einem durch die Umstände fertig geprägten Landarbeitertum fallen. In Königshorst entspricht das Streben nach Unabhängigkeit nicht immer nur dem Drang aus anerzogenem Klassenbewußtsein, die Kluft zwischen mehr und weniger Besitzenden äußerlich jeden-

falls zu überbrücken, sondern auch dem ehrlichen Verlangen aus eigener Tüchtigkeit heraus nach einem selbständigen Bauerntum. Diese Kleinsiedler gehen ihren Weg still für sich, denn sie müssen ihn sich mit viel Zähigkeit erst allein schaffen. In Gebieten eines bodenständigen Volkstums, wie in Nord-Westdeutschland, wuchs aus der Lebenseinheit des Dorfes ein gegenseitiges Vertrauen zwischen dem Bauern und seinem Tagelöhner. Der Kleine ist eigener Herr auf seinem kleinen Besitz.[52]) Karl Seiler geht von diesem Zustand in Franken aus, der durch die Heranziehung fremder Knechte zerstört wurde. Die gegenseitige Fremdheit zwischen beiden brachte dem Arbeiter Mißtrauen und Geringschätzung entgegen, weshalb er landfremdem Wesen als erster zugänglich wurde und zersetzend auf das Bauerndorf einwirkte.[53]) Der heimatlose, ostdeutsche Landarbeiter setzte einen materiellen Wert über sein entwurzeltes Leben. In Königshorst fand er eine neue Heimat. Die Arbeitshilfe zwischen Großen und Kleinen ist noch immer bedingt aus beider Lebenslage, und damit kann sie auch einmal das Leben des heutigen Kleinsiedlers in die neue Dorfgemeinschaft hineintragen.

4. Die Beamten.

Die unbäuerliche Bevölkerung des neuen Dorfes setzt sich aus einem Pastor, zwei Lehrern und einem Amtsvorsteher und Wachtmeister, einigen Angestellten der Brennerei zusammen, die im Kerndorf das wirtschaftliche, geistige und rechtliche Leben bestimmen sollen. Sie haben fast alle Ackerland. Der Pastor übernahm Haus und Garten von seinen Vorgängern, deren Reihe bei dem Kabinettsprediger Friedrich Wilhelm I. beginnt. Der Lehrer hat von seinem Ackerfeld aus Verständnis für die Schulkinder, die zur Ernte frei haben wollen. Der Amtsvorsteher ist mit dem alten Königshorst eng verwachsen und in allen Einzelheiten seiner Geschichte beschlagen. So weiht er auch den Arbeitsdienst durch Vorträge in diese ein. Er hat heute nur eine rein polizeiliche Gewalt. Die Beamtenschaft steht abseits vom heutigen Dorf, das von ihr aus keinen Auftrieb zu einer werdenden Gemeinschaft erhalten kann.

c) Der politische Aufbau des neuen Dorfes.

Da die Auslese der Siedler in Königshorst nur mangelhaft war, mußte eine menschliche durch eine natürliche, nämlich durch

Boden- und Lebensverhältnisse des Luchs selber ersetzt werden, die wieder ausmerzten, was ihnen nicht standhielt. Da war ein ehemaliger städtischer Wirtschaftsgehilfe, der nur aus dem Acker Geld ziehen wollte, über dessen Eigenart hinweg sah und eine unmögliche Menge von Rüben anbaute. Diese Mißachtung ließ sich gerade eine Luchwirtschaft nicht gefallen. So zog er wieder in die Stadt zurück. Die Ansetzung der Kleinsiedler als eine reine Versorgung mußte sich in einigen Fällen auch bitter rächen. Ein ehemaliger Landarbeiter vertat seinen Einrichtungskredit für die Anschaffung eines Radioapparates, er kam in Schulden, mußte seine Kuh verkaufen und verlor Kopf und Wirtschaft. Ein Zimmermeister vergaß über dem Handwerk sein Land und mußte wieder gehen. Der Großteil der Siedler blieb und wurde 1938 für erbhoffähig erklärt.

Durch die einheitliche Zusammenfassung unter dem Reichsnährstand wurde die gesamte Siedlung zu einer geschlossenen Maßnahme des neuen Staates, und als völkischer Vorgang konnte sie sich nicht mehr mit der Schaffung neuer Lebensgrundlagen begnügen, sondern mußte auch in das weitere Geschehen des neuen Dorfes eingreifen. In der Angliederung des Bauerntums an den Reichsnährstand soll durch den Ortsbauernführer als Vertreter der Bauern einerseits und Beauftragtem der Landesbauernschaft andererseits die Eigenständigkeit einer raumgebundenen Berufsgruppe gewahrt werden und ihre Erziehung zum Volksganzen hin ermöglicht werden. Der Ortsbauernführer setzte z. B. die Zuteilung von Winterfutter bei der Kreisbauernschaft durch, als es in den Ställen ausgegeben werden mußte, während einer Maul- und Klauenseuche. Diese Maßnahme hatte sich aus der Notlage aller Siedler in einer Versammlung ergeben. Mit eigenen Schwierigkeiten schlägt sich der Neubauer allein herum. „Man muß alle eignen Schläge allein hinunterschlucken", es müssen schon Dinge von „allgemeinerer Bedeutung" sein, mit denen man die Bauernschaft belasten darf.

Der Reichsnährstand übernahm das ländliche Genossenschaftswesen. Im Plan der Siedlungsgesellschaft „Bauernhof" heißt es: „Zur Vermeidung von unnötigen Belastungen der einzelnen Siedlerstellen mit Maschinen sind Dresch- und Drillgemeinschaften gegründet worden. Auf diese Weise wird es möglich, größere, nur kurze Zeit im Gebrauch befindliche Maschinen auch dem Kleinen nutzbar zu machen, ohne daß eine erhebliche Belastung der einzelnen Bauernwirtschaften dadurch eintritt." Die Genossenschafts-

arbeit gab der Wirtschaft des Einzelnen in den ersten schweren Jahren ihren Halt. Ihre Notwendigkeit zeigt sich darin, daß nach der Aussage des Ortsbauernführers sich z. B. in der ersten Zeit fünf bis neun Bauern zwanglos zusammenfanden für den Kauf einer Dreschmaschine und zu einer gegenseitigen Hilfe beim Dreschen. Die Zusammenarbeit ermöglicht den schnelleren Wechsel der Benutzungsdauer unter den Teilnehmern. Die planmäßige Zusammenfassung der Genossenschaften ging von den Besitzgrößen und räumlichen Gegebenheiten aus. So wurden 17 Kleinsiedler zu einer Dresch- und Drillgemeinschaft zusammengeschlossen, ebenso auch die Voll- und Großbauern als Dorfgenossen im engeren Sinn innerhalb der einzelnen Dorfgruppen. Die Siedlungsgesellschaft erkannte das Ziel der Genossenschaft darin: „Durch Übernahme großer sozialer Verantwortung die Umformung national-sozialistischen Denkens in die Tat zu erreichen.“ [54]) Soweit die Festigung des Eigenbetriebes es schon ermöglicht, sucht sich aber der Siedler heute schon im Streben nach Unabhängigkeit mit Ausnahme der Dreschmaschine auf sich selbst zu stellen. Es ergaben sich immer große Schwierigkeiten bei der Frage, wer die Maschine zu verwahren habe, und Mißmut, wenn alle für die Schäden und Unvorsichtigkeit eines Beteiligten aufzukommen hatten. Darum wurde allgemein ein Maschinenführer bestimmt, der für die Unterbringung, wie die Handhabung der Maschinen zu sorgen hat.

In dem Plan der Siedlungsgesellschaft heißt es weiter: „Da der Kampf um den Spargroschen und dessen Dienstbarmachung für die eigene Wirtschaft eine der Hauptaufgaben ist, so wurde in Königshorst zunächst eine Spar- und Darlehnskasse gegründet, die in erster Linie die Selbstfinanzierung des genossenschaftlichen Bezuges und Absatzes übernommen hat. Durch den Einbau der Brennerei wurde die Gründung der Brennereigenossenschaft nötig. Bereits heute stellt die Brennerei den Mittelpunkt des Königshorster Bauernlebens dar.“ „Der vorschriftsmäßigen Behandlung der Milch, die dem Bauern die laufenden Einnahmen bringen soll, dient eine Ammoniakkühlanlage, die ebenfalls genossenschaftlich genutzt wird. Das ausgedehnte Entwässerungssystem hat es ferner notwendig gemacht, eine Wassergemeinschaft ins Leben zu rufen, die für ordnungsmäßiges Räumen und Pflege der Gräben Sorge zu tragen hat.“ [55]) Die Kosten für die Errichtung der Brennerei waren in dem Kaufpreis für die Siedlerstelle mitenthalten. Die Kleinstellen sind je mit einem Anteil von 50 Ztr., die Großbauernstellen von 450 Ztr. angeschlossen. [56]). Die Brennerei schreibt so dem

Siedler ein bestimmtes Maß für den Anbau der Kartoffeln vor, die wegen der schwarzen Farbe der Lucherde nicht als Eßkartoffel verkauft werden und die noch als „Ackersegen" an den sandigen Stellen gedeihen. Die Brennerei verwendet die Kartoffeln zu Spiritus, zu Schlempe und einem gehaltreichen Dünger. Die Schlempe hat sich als ein so wertvolles Viehfutter erwiesen, daß in dem schlechten Kartoffeljahr 1938 einige Siedler Kartoffeln zur Lieferung an die Brennerei kauften.

Die Spar- und Darlehnskasse bewährte sich besonders. Der Großsiedler ist ihr mit einem Geschäftsanteil von 200,— Mark angeschlossen.

Die Molkereigenossenschaft gibt dem bäuerlichen Betrieb, der Haupternährungsquelle seiner Wirtschaft, erst ihre Bedeutung und Stoßkraft. Die Königshorster Kühe, die vom Frühjahr oft bis in den Oktober hinein Tag und Nacht grasen, geben wöchentlich 3600 Liter Milch.[57])

Zur Aufzucht einer Rindviehrasse wurde der Bullenhaltungsverein gebildet, den ein Siedler leitet und den Bezug der Bullen regelt.

In den Entwässerungsgenossenschaften wird der alte Kampf um diese Landschaft fortgesetzt. Sie sorgen für die Instandhaltung der Gräben aller Mitglieder gegen Überschwemmungsgefahr.

Die Gliederung der Genossenschaften trug und trägt dazu bei, den Neubauern auf seinem Grund und Boden zu festigen und ihn mit seinem Schicksalsgenossen, wenn auch zunächst in eine wirtschaftlich bestimmte Umwelt hineinwachsen zu lassen, wobei aber die wirtschaftlichen Beziehungen ihren Grund in Raum und Landschaft haben und zugleich das einzelne Dorf heute in den Strom des ganzen Volkslebens reißen.

Die Gemeinde Königshorst wurde nach heutigen Bestimmungen organisiert: Alle Dorfangelegenheiten, das Steuerwesen, die Vertretung des Bauerntums lagen bis 1939 in der Hand des Ortsbauernführers, der in ländlichen Gemeinden zugleich den Bürgermeister und Gemeindevorstand darstellen soll. Der Gemeindevorstand und sein Gemeindevertreter werden vom Stützpunktleiter vorgeschlagen und vom Landrat eingesetzt. Der Gemeindeleiter soll mit gesundem Menschenverstand und Verantwortungsgefühl das Leben seiner Gemeinde begreifen und lenken. Die Gemeindevertreter haben das Recht, Verordnungen des Bürgermeisters, wie z. B. über Steuereinziehungen durch den unmittelbaren Weg zum Landrat zu mildern, der auch allen Gemeindegliedern offen steht.

Aber der neuen Gemeindegliederung fehlt noch der lebendige Inhalt. Die Bauern gehen als einzelne bei Beschwerden und meistens sofort zum Landrat. Der Stützpunktleiter beklagte sich, daß sie nie ihre Meinungen und Wünsche in der Gemeindeversammlung klar vortrügen, sondern sie meckerten statt dessen unter sich. Und doch muß die heutige Plansiedlung aus ihrem Wesen und Gesetz heraus durch ein lebendiges Volkstum getragen werden, um Zukunftswert zu erlangen. Der heutige Staat als Lenker und Beschützer des Volkstums, wie ihn Riehl ersehnte [58]), kann lediglich die Grundlage eines gesunden Wachsens eines Neubauerntums ins neue Dorf hinein schaffen, aufspringen kann dessen Leben nur aus sich selbst. Riehl wie Böhm gingen von einer in sich gegründeten, eigengesetzlichen Volkswelt aus, der sie den Staat als Organisation gegenüberstellten, die nach Böhm „Mord am Lebenskeim echter Gemeinschaft" begeht, wenn sie mehr sein will. [59]) Das Siedlervolkstum erhält seine Geschlossenheit erst durch den Staat, der ihm mit der äußeren Gestalt zugleich Widerstandskraft verleiht. Durch die politischen Einheiten werden auch die einzelnen Menschen zusammengeführt und begreifen sich als Deutsche. Aber das Dorf erhält sein eigenes und damit lebendiges Gesicht erst aus der Tätigkeit und Aufnahmebereitschaft seiner wurzelhaften Kräfte. Sie keimen, knospen und erstarken nach all den Erschütterungen einer Trennung vom Heimatboden, dem Abbruch einer natürlichen und selbstverständlichen Entwicklung, nur langsam.

III. Die räumlichen Grenzen der Königshorster Gemeinde.

a) Der Restbestand alter Gutseinheit.

Die politische Gemeinde liegt in dem räumlichen Bereich der ehemaligen Domäne Königshorst mit ihren Vorwerken Nordhof und Lobeofsund, den Kolonistendörfern Mangelshorst und Deutschhof, der sich 1938 noch um einzelne Teile der ursprünglichen Gutseinheit erweiterte. So kam der alte Dorfkrug Dreibrück, die Mühle in Sandhorst, die Strafentlassenen-Kolonie Ribbekshorst noch mit dazu.

Heute ist Lobeofsund selbständige Domäne, während Nordhof, das ehemalige Vorwerk mit Holländerei, in seinen großen Stallgebäuden Siedlerfamilien beherbergt. Es entstanden hier 6 Um-

bauten und 12 Neubauten. In die frühere Butterakademie zog der weibliche Arbeitsdienst ein, sie mußte erweitert werden. An der Landstraße nach Lobeofsund, an einem Feldweg rechts hinein, wurde Fredenhorst mit 8 Bauernhöfen aufgebaut. Hier stand nur die Försterei an der alten Fasanerie, in die eine neue Familie zog. Sandhorst wurde zu einem neuen Dorfteil mit 6 Ställen an der Landstraße nach Flatow. So hat also von dem alten Restbestandteil der ehemaligen Wirtschaftsganzheit nur Lobeofsund seinen Charakter gewahrt.

b) Domäne und Bauerndorf.

Die Domäne beherrscht noch immer dieses Vorwerk. Ein Großbauer, ein Gasthausbesitzer, ein Bahnhofsagent, ein Postschaffner, ein Straßenwärter, das sind die übrigen Berufe außerhalb ihres eigentlichen Bereichs.

Sie beschäftigte 1938 26 Deputanten. Ihre wirtschaftliche Lage entsprach im großen und ganzen der vor 1933. Sie leben in einer eigenen Wohnung, besitzen einen Garten und Kartoffelland. Dazu gehört ein Stallraum für Schweine und Hühner. Die Naturalabgaben der Domäne an ihre Arbeiter sind tariflich geregelt. Im einzelnen sind die Deputanten Schmiede, Stellmacher, Kutscher, Obermelker, Milchkühler und Motorpflüger. Ein Pferdekutscher ist schon vierzig Jahre in seinem Amt und seine Familie in der dritten Generation in Lobeofsund. Von einer Familie arbeiten der Vater und zwei Söhne hier, während der dritte Kleinsiedler in Königshorst wurde und seine ursprüngliche Arbeit weiter im Nebenerwerb forsetzt.

Die Freiarbeiter haben nach drei Jahren die Möglichkeit Deputanten, also ansässig zu werden. Aus einer anderen Familie stammt der Königshorster Schuster, dessen Mutter schon Landarbeiterin in Königshorst war.

Auch den Schnittern steht der Weg zum Deputanten frei. Einige von ihnen, die sich dann verheirateten und ansässig wurden, sind schon 6 Jahre auf derselben Arbeitsstelle. Sie bewohnen eine Stube, Licht und Feuerung sind frei, und ihre Frauen kochen selbst. Daneben bewohnen andere eigene Häuser, wie dieses bei dem Königshorster Kleinsiedler der Fall ist. Neben den Naturalabgaben erhalten sie stündlichen Lohn.

Trotz der wirtschaftlich günstigeren Lage der Deputanten, ziehen viele Freiarbeiter ihre Freizügigkeit der Bindung an die

Arbeitsstätte vor. Sie wollen später einmal in die Stadt, da der Lohn in der Fabrik höher ist. Nach Aussage des Domänenbesitzers würde kein Landarbeiter freiwillig siedeln, falls die Domänenwirtschaft einmal aufgelöst würde. Wie bei vielen Königshorster Landarbeitern wäre es auch bei ihnen nur eine Existenzfrage. Und diesen Landarbeitern erscheint es als schöner, wenn das Gut für sie denkt, ihnen den festgesetzten Lohn gibt und für sie die Verantwortung trägt. Die Erhöhung, vielmehr Gleichbewertung des ländlichen Arbeitslohnes mit dem städtischen wird noch nicht allein zur Wiederverwurzelung und Heimatverbundenheit des Landarbeiters führen. Die Domäne Lobeofsund erleichert diesen Weg aber durch die Vererbbarkeit der Arbeitsstellen an tüchtige und treue Familien. Die Grundlage einer Gemeindebildung zwischen der Domäne Lobeofsund und dem Neubauerndorf Königshorst besteht durch die alte Lebensgemeinschaft der Domäne, die jetzt die Landarbeiter, Rentenempfänger und Kleinsiedler verbindet.

c) Kolonisten und Neubauerndorf.

Zu der heutigen Gemeinde gehören auch die Altbauerndörfer Mangelshorst und Deutschhof, die mit Hertefeld 1745 durch Friedrich den Großen von Pfälzern besiedelt wurden. So wurden in Mangelshorst 14, in Deutschhof 8 und in Hertefeld 4 Kolonisten angesetzt. Hertefeld ist heute selbständige Domäne geworden. Während Deutschhof an der großen Durchfahrtsstraße nach Nauen einem Zu- und Abzug wie Einflüssen von außen her zugänglicher sein mußte, lag Mangelshorst, in einer Sackgasse von Königshorst aus gesehen, nur in stärkerer Abgeschlossenheit. Die Frauen aus den umliegenden Dörfern wie Grünefeld und Landarbeiterinnen aus Königshorst wuchsen langsam in die neue Dorfgemeinschaft (vgl. S. 8) hinein. Heute ist Mangelshorst noch reines Bauerndorf mit einem einzigen Beamten. Vor 1933 war es noch ganz eine Gemeinde für sich mit seinem Schulzen und zwei Schöffen. Der Schulze wurde ursprünglich auf 90 Morgen Land mit dem Recht auf freie Hütung angesetzt.

Wenn die politische Gemeinde auch manche Berührungspunkte zwischen Alt- und Neubauern schafft, so strebten doch beide danach, für sich zu bleiben. Der Altbauer betrachtet den Siedler als Fremdling. Das Kennenlernen ist für ihn eine schwierige, langatmige, aber gründliche Angelegenheit. Dagegen meinen die Siedler, sie wären als Eindringlinge und Nichtskönner angesehen worden.

Dabei fühlen sie sich gerade den Altbauern mit deren selbstgenügsamen Wirtschaftsweise überlegen. Sie können sich dagegen auf keine Gegebenheiten verlassen. So strebt der Siedler vorwärts in seinem Betrieb und sucht alles aus der Erde herauszuholen, was herauszuholen ist. Er ist beweglicher und aufgeschlossener gegenüber landwirtschaftlichen Neuerungen als der Altbauer, der meint, wie es immer gegangen sei, müsse es auch weiter gehen können. So baut er auf den Erfahrungen seiner Vorfahren auf, denn das Land ist ja immer dasselbe geblieben.

Wenn sich nach dem Ziel des Domänenbesitzers von Lobeofsund, dem ehemaligen Bürgermeister und Vorsitzenden des landwirtschaftlichen Vereins auf geschichtlicher und räumlicher Grundlage eine Arbeitsgemeinschaft zwischen Siedlern, Altbauern und Landarbeitern einmal bilden soll, kann der Auftrieb dazu nur vom jungen Siedlungskern kommen, denn von den Kolonistendörfern geht keine Stoßkraft mehr aus. Die Landarbeiter werden nie eine führende Rolle spielen gegenüber den Bauern. Die übrigen Stücke der gesamten Gemeinde, die Bodelschwinghsche Anstalt in Dreibrück, die Strafentlassenen-Kolonie in Ribbeckshorst konnten ihres Charakters wegen nur lose angeschlossen werden. Ribbeckshorst, das seit 1784 besteht, war ursprünglich eine königliche Maulbeerplantage, bis die Familie Ribbeck auf Ribbeck das Grundstück 1838 kaufte. Heute ist es ein Besitz der Stadt Berlin, auf dessen 1800 Morgen Strafentlassene durch die Landarbeit den Weg zum Leben zurückfinden sollen (vgl. S. 9).

d) Die Schulgemeinde.

In diese Grenzen fügt sich die Schulgemeinde ein als bindendes Element der einzelnen Menschen und Orte für die Zukunft. Schon 1860 werden dieselben Wohngebiete erwähnt, die für die Reparaturen des Schulhauses mit Fuhren und Material aufzukommen haben.[60]) Nach der Chronik kamen für die Erhaltung der Schule 1818 erstens alle Gemeindeglieder, zweitens alle Eingepfarrten in Betracht, denn von Anfang an waren Schule und Kirche durch das Küsteramt des Lehrers verbunden gewesen. Schule und Kirche wurden 1737 als geistiger Mittelpunkt des Kolonisationswerkes gegründet. Der Lehrer lebt außerberuflich zurückgezogen in seinem eigenen Garten, er beschäftigt sich im Sommer viel mit seinen Bienenkörben, oder er betätigt sich an heimatkundlichen und volkskundlichen Forschungen, die auch in dieser Gegend unter den

Lehrern der einzelnen Dörfer manche alte Sage ans Tageslicht förderten. Die Arbeit steckt noch ganz in den Anfängen und ein Lehrer, der tatsächlich sich um die Wiederverwurzelung heimischen Brauchtums in Königshorst bemühen würde, müßte an der Wandlung der Lebensverhältnisse, an der Umordnung der Bevölkerung, wie ihres geistigen Vorstellungsbildes scheitern. Bauern, Landarbeiter, Kleinsiedler und Beamte lassen sich noch schwer zusammenfassen, das macht eine praktische Volkstumsarbeit vorläufig noch nicht möglich. Der Rektor der Fehrbelliner Mittelschule sammelte die Sagen des Ländchens Bellin,[61]) die auch den Siedlerkindern erzählt werden. Sie erklären den Ursprung landschaftlicher Besonderheiten, wie die Entstehung von Bergen in diesem sonst vollkommen flachen Land, auf mythische Art, beleben die einsame Linumer Heide mit Kobolden, vernehmen in dem Sturm, der ungehemmt über das Luch fährt, das Waffengerassel im Kampf der Raubritter gegen die Kaufleute am Eingang der alten Handelsstraße, die durch das Luch führt. Den Mittelpunkt der geschichtlichen Sagen bildet die Fehrbelliner Schlacht. In einer von ihnen besiegelt Froben die Treue am Großen Kurfürsten mit dem Tode. Die jüngeren Sagen dieser Art bringen vor allem die Umsicht und den Sinn für Gerechtigkeit und Ordnung der beiden hohenzollernschen Kolonisatoren zum Ausdruck. Sie haben heute eine nur noch literarische Bedeutung, während in der Dechtower Volksschule Erzählungen vor allem spukhaften Inhalts aus den Niederschriften der Kinder zusammengestellt wurden, die ihnen alte Frauen aus dem Dorf vortrugen, und die sich wirklich hier zugetragen haben sollen. Die engere Umwelt Königshorsts war als preußische Planlandschaft kein fruchtbarer Boden für das Schaffen volkstümlicher Phantasie. Außerdem geben die alten Landarbeiterfamilien in den Gemeindehäusern nur schwer etwas her, aus Angst, es kommt in die Zeitung.

Im Anfang der 20er Jahre dieses Jahrhunderts zogen die Kinder in eine neue Schule ein, da das alte Küsterhaus zu eng geworden war. Aber erst mit der Siedlung kam ein neues Leben hinein. Die Siedlerkinder sind besonders aufgeweckt und leistungsfähig gegenüber den Landarbeiter-, Schnitter- und Polenkindern vor 1933. Von den 108 Schulkindern 1937 fuhren zwei aus dem neuen, zwei aus dem alten Bauerndorf Mangelshorst auf die Mittelschule nach Fehrbellin.

e) Das Kirchspiel.

Das Kirchspiel Königshorst wird umschlossen von den Grenzen der Gutseinheit um 1737. Ihre Dauerhaftigkeit haben sie der Tatsache zu verdanken, daß hier im Luch ein Lebensraum um den Kernpunkt Königshorst einmal geschaffen und dann vergessen wurde. Auch heute noch gehört die selbständige Domäne Hertefeld, das Rittergut Kuhhorst zu der Königshorster Kirchgemeinde. Kienberg fiel auch früher schon sehr bald wegen der großen Entfernung vom Amt ab und Dreibrück entwickelte als Bethel-Anstalt ein eigenes religiöses Leben. Die heutige Gemeinde ist protestantisch. Daneben hat sich eine kleine katholische Gemeinschaft gebildet, die aus einigen Landarbeiterfamilien aus Lobeofsund, dem Bäcker aus Sandhorst und der einzigen katholischen Siedlerfamilie Königshorsts besteht. Alle 14 Tage hält bei ihr der katholische Pfarrer seine Andachten ab, zu der dann die übrigen Katholiken des engeren Umkreises zusammenkommen. Manchmal sind es 40 Personen. Wenn auch religiöse Minderheiten keine besonderen Ansprüche stellen dürfen innerhalb der neuen Dorfgemeinschaft, so müssen sie sich doch ihres besonderen Glaubens bewußter werden. So hält diese eine Siedlerfamilie die Zeitschrift „Katholischer Bauer auf neuer Erde", die fordert, daß der katholische Bauer beweisen soll, daß sein religiöses Bekenntnis ihm der stärkste Ansporn ist, ein rechtschaffner Bauer und guter Nachbar, der durch Rat und Tat hilft, zu sein.

Der Vorgänger des heutigen Königshorster Pastors wuchs im bäuerlichen Leben auf und beschäftigte sich auch in seinen freien Stunden am liebsten auf seinem kleinen Ackerland. Er stand mitten im täglichen Leben der Siedler und von ihm wird behauptet, er sei so menschlich gewesen und für alle ihre Fragen zugänglich. Der heutige Pastor ist Städter. Er soll den ganzen Tag über den frommen Büchern sitzen. So bleibt er dem Dorf fremd. Er fordert die Siedler vor allem auf, in die Kirche zu gehen, und es sei ihm dabei gleich, ob sie zu tun hätten oder müde wären. Viele Siedler behaupteten, sie kämen sich als Schulkinder vor ihm vor. So hat einer ihm versprechen sollen, seiner Frau jeden Abend aus der Bibel vorzulesen. Von einem anderen aber bekam er zu hören, er solle doch an seiner Stelle die Sonntagsarbeit machen. Die Dogmatik ist ihrem bäuerlichen Empfinden vollkommen fremd, auch sind gerade die Neubauern innerlich zu frei und aufgeschlossen, als sich dadurch bestimmen zu lassen. Wie wenig der Pastor in ihr

Leben hineinpaßt, beweist ein Fall: Ein Siedler hatte vor seiner Trauung schon ein Kind. Nach der Meinung des strengen Seelsorgers war deshalb kein Grund da zu Hochzeitsfeierlichkeiten.

Der ehemalige Pastor erkannte die innere Kraft der alten Gemeinde darin, daß sich ihre verantwortlichen Stellen einer Übernahme der Domäne in katholische Hände der Siedlungsgesellschaft „Bauernland" widersetzte aus dem Wissen um die Geschichte Königshorsts heraus. Er bezeichnet den Königshorster Raum auch heute noch als „Oase in der Wüste" eines im Grunde heidnisch gebliebenen Volkstums. Er stützt sich dabei auf Kolonisten, die noch heute alle 14 Tage zur Kirche gehen, auf alte, bodenständige Landarbeiterfamilien und auf Westfalen, die noch streng aufs Bibellesen und Kirchengehen halten (vgl. S. 43 ff.).

Von dem Königshorster Pastor aus wurde 1921 die Frauenhilfe gegründet. Ihre 128 Mitglieder ermöglichten den Guß der beiden Kirchenglocken und die Errichtung eines Erntekindergartens, der auch heute noch besteht und von ihr aus versorgt wird.[62]) 1938 gehörten 160 Frauen dazu, aber eine eigentliche Spannkraft fehlt, da auch der Pastor ihnen fremd bleibt.

Hauptteil B.

Das Volkstum der Siedlung.

I. Die Familie als Keimzelle in der neuen Dorfgemeinschaft.

a) Geburtenkraft und Kinderzahl in der neuen Gemeinde.

Ludowici stellt die kinderreiche Familie an den Anfang einer nationalsozialistischen Gemeindebildung, wenn sie rassenbiologisch, politisch wertvoll und wirtschaftlich in sich gefestigt ist. Die Familie wird so durch die Siedlerauswahl zur kleinsten Zelle des Staates. Von ihr geht der Weg zu den Nachbargemeinschaften, zu den Gemeindebezirken und den abgeschlossenen Gemeindewesen.[63]) Die heutige Siedlung nimmt organische Volkszusammenhänge der alten Heimat immer ernster. So soll auch bei der Umsiedlung volksdeutscher Gruppen aus Wolhynien und Galizien die Wahrnehmung alter Sippen- und Nachbarschaftszusammenhänge im Vordergrund stehen,[64]) sie können die staatsbewußte Einzelfamilie in sich einmal fassen aus der Gemeinschaftsbezogenheit des Volksmenschen. In der Mischsiedlung Königshorst kann die Entwicklung zu natürlicher menschlicher Gemeinschaft vor allem erst in den Nachkommen liegen.

Die neue Gemeinde von 1933 bestand aus 54 Groß- und 17 Kleinsiedlern, aus 21 Bauern Mangelshorsts und nach der Aussage des Domänenbesitzers in Lobeofsund 32 ansässigen Familien Lobeofsunds. Die Familien in den Gemeindehäusern kommen für diese Untersuchung nicht in Frage. Es beteiligten sich an den Geburten vom Mai 1933 bis Oktober 1938 nach dem Kirchenbuch

von den	Großsiedlerfamilien . .	35,1%,
„ „	Kleinsiedlern	35,2%,
„ „	Altbauern	23,8%,
„ „	Landarbeitern	25,0%.

Von den einzelnen Lebenseinheiten der neuen Gemeinde gesehen, verschiebt sich das Bild noch mehr zugunsten des Siedlertums, wenn man bedenkt, daß von den Großsiedlern 15 Altfamilien

ausfallen, von den Kleinsiedlern 6, sodaß der Hundertsatz ihrer Geburtenfreudigkeit auf 48,1% und 54,1% steigt. Der Bevölkerungsaufbau kann über die Lebenshaltung des Neubauerndorfes nichts aussagen, während im Altbauerndorf ein langsames Wachstum über die Schichtung der Generationen, über Jugend oder Vergreisung entscheidet. In einer Domänenwirtschaft kennzeichnet der Arbeitsbedarf die Zusammensetzung der Menschen.

Die Hebamme behauptet, die Lobeofsunder Familien seien wie die Deputanten in Ribbeckshorst geburtenfreudig und -willig. Es gibt hier verschiedene Ehen mit sieben Kindern. In Mangelshorst dagegen herrscht eine Geburtenmüdigkeit. 1939 wurde kein Kind geboren, 1938 nur zwei. Schon in der vorigen Generation hatten die Ehen durchschnittlich nur 2 Kinder, dasselbe ist in Deutschhof der Fall. Dabei sind die Wirtschaften gesund. Die Hebamme schiebt diese Tatsache auf die stärkere Belastung des Erbhofes durch eine größere Kinderzahl. Auch nach Pieper sind alte Anerbenrechtsbezirke zugleich Rückzugsgebiete bäuerlicher Lebenskraft.[65]) Aber nach ihm, wie auch auch der Einzelfall Mangelshorst lehrt, ist nicht die wirtschaftliche Lage dabei allein entscheidend. Mangelshorst frischte sein Bauernblut kaum auf. Der Bevölkerungszuwachs beschränkte sich vor allem auf Einheiraten aus dem geburtenmüden Bauerntum der havelländischen Umgebung. Zu einer Erschlaffung des Lebens treten die Vernunftgründe, es einzuschränken. Die Form des Erbhofs kann aber den Lebenswillen der vollkräftigen Siedler nicht hemmen.

Die Hebamme bezeichnet die Siedlerfrauen als „zäh wie die Katzen, gesund und robust". Sie erholten sich im Nu wieder von ihren Wochenbetten und ständen bald wieder an ihren unersetzlichen Arbeitsstellen. Viele Ehen kommen vor mit vier und fünf Kindern. Aber auch die jungen Familien sind in diese Einstellung zum Leben eingeschlossen. Gegen die Betonung des Wirtschaftlichen spricht die Tatsache, daß ein ehemaliger Landarbeiter von Dechtow fünf Kinder hat, obwohl er sich schwer durchschlagen muß. Aber der unermüdliche Vorwärtsdrang umschließt auch die Bejahung des Kindes. Es gibt nur wenige Fälle in Königshorst, in denen die Frauen wegen früherer Krankheit nur ein oder auch gar keine Kinder haben. So war eine Siedlerfrau früher lungenkrank und besitzt nur einen Jungen von acht Jahren. Ein Siedler brachte aus dem Weltkrieg epileptische Krämpfe mit, die sich auf sein Kind mit tödlicher Folge vererbten.

Aus den Untersuchungen Schröters[66]) geht hervor, daß der mecklenburger Landarbeiter rassisch minderwertig ist. In zwei Dörfern fand er angeborenen Schwachsinn nur bei Tagelöhnern. Sie trieben untereinander Inzucht und vermischten sich mit ostischem Blut innerhalb eingeengter Lebensbedingungen. Die Königshorster Kleinsiedler als ehemalige, und vor allem bodenständige Arbeiter sind gesund und tüchtig. Einer von ihnen hat neun vollwertige Kinder. Besonders der strebsame Landarbeiter ist kinderreich.

b) Erziehung und Berufswahl der Kinder.

Die Geburtenkraft als Lebensquelle des neuen Volkstums verlangt hier im kleinen Dorf wie im Großen die Erziehung der Kinder zum Bauerntum. Auf den Höfen der Familienbetriebe wachsen sie früh in die bäuerliche Arbeit hinein.

Ein Großbetrieb besteht aus den Eltern, zwei Erwachsenen und zwei Schulkindern. Der Großsiedler, der sich vom Melker zum Bauern hocharbeitet, strebt auch danach, seine Wirtschaft durch straffe Arbeitsorganisation vorwärts zu bringen. Unter anderen Siedlern herrscht die Meinung, seine Kinder seien nur Arbeitstiere. Aber mit derselben Tatkraft wird auch für ihre Fortbildung gesorgt. Die Tochter hat Näh- und Kochkurse im Winter in Fehrbellin, um die elterliche Hauswirtschaft zu bereichern. Der Drang, etwas zu werden, steckt ihnen allen im Blut. Der Sohn will über den Beruf seines Vaters hinaus eine Farmerstelle übernehmen, und der kleine Bruder ist der Beste in der ganzen Schule. Die Ordnung im Hause wird trotz aller Arbeit aufrecht erhalten. Jeden Sonnabend wird es von oben bis unten gescheuert, am Nachmittag wird gebacken für das Zusammensein der Familie am Sonntag. — In einem anderen Betrieb werden die beiden Schulkinder eingeschaltet. Ohne fremde Hilfe arbeiten die Eltern auf 70 Morgen Land. Trotz allem werden die Kinder aber nicht überlastet, sie sollen jedoch eigene Pflichten übernehmen und so zum Interesse am Ganzen erzogen werden. So empfinden sie die Arbeit nicht als Last, sondern ihr eigenes Selbstvertrauen wächst an der Arbeit für die Familie. — Zwei Siedlertöchter geben sich selber die Verwaltung des Haushaltes, solange die Mutter krank ist. Sie wechseln sich wöchentlich im Küchendienst ab und sehen verständig aber auch vergnügt in die Welt. — Die älteste Tochter von 9 Jahren ist der Stolz der Eltern. Sie scheuert die Küche, wenn sie auf dem Feld sind, versorgt ihre

vier kleinen Geschwister. Wenn sie aber draußen ist, [67]) übernimmt die Siebenjährige selbstverständlich ihre Pflichten.

Die Mutter ist die „Heimatmitte“ [68]) auch im Siedlerdorf. Sie hat die Kinder nach allen Tagesmühen zu versorgen, wenn der Mann sich ausruhen kann. Ein Siedler, dessen Frau krank war, meinte: „Ohne Frau ist es nichts, sie fehlt einem überall.“ Der Ischias kann nicht daran hindern, daß eine andere Frau doch überall „drinsteckt“, weil sonst „nichts klappt“. — Die Unstimmigkeit zwischen Bauern und Arbeitsdienst trifft besonders schwer die Familien mit vielen Kindern während der Haupterntezeit. In der Sorge, daß sie sich nicht genug um sie kümmern kann, ist die Mutter gereizt und ungerecht, wenn sie nach Hause kommt. Eine andere Mutter beschwerte sich selber beim Ortsbauernführer, da er sie bei der Verteilung der Arbeitskräfte benachteiligte. Sie will das Recht ihrer Familie wahren, ganz gleich vor wem: „Wenn die Männer zögern, müssen die Frauen eben ihre Sache in die Hand nehmen.“ In einer größeren Familiengemeinschaft kann die Mutter sich lange Zeit am Tage um das jüngste Kind kümmern. Es guckt ihr beim Kartoffelschälen zu, beim Strümpfestopfen, zieht mit ihr in den Stall und auf die Weide zum Melken. Dabei wächst es hinein in seinen zukünftigen Beruf, als Erbhofbäuerin. Hier kann ihr mütterliches Gefühl sich frei auswirken, denn „so ein kleines Ding muß doch seine Ordnung und Pflege haben“. — Der Wohnraum der Siedler ist begrenzt. So ist die Küche einer Familie zugleich Wohn-, Eß-, Spiel- und Arbeitsraum. Dazu sind die Kinder unbändig und wild, springen über Tisch und Stühle und sind sich lange Zeit am Tag selbst überlassen. Wenn sie Schularbeiten machen sollen, sind sie zerstreut, dazu bleibt keine Zeit. — Der heutige Kleinsiedlerberuf der Eltern hemmt jede Entwicklung der Kinder. So suchen sie sich außerhalb ein Handwerk, gehen in die Fabrik oder zum Militär, und die Mädchen heiraten in andere Berufe hinein. Die Nachkommen der altansässigen Landarbeiter verharren jedoch noch in den elterlichen Verhältnissen.

Der Lehrer von Königshorst hebt das besondere Interesse der Siedlersöhne für Maschinenmechanik hervor. Es läßt sich aber auch der Drang zum Bauerntum verspüren, auch dort, wo er durch das Erbhofrecht nicht gelenkt wird. Wo dies aber der Fall ist, nehmen die Eltern häufig eine gelassene Stellung ein: „Einer muß dann ja wohl den Hof erben.“ Die Grundlage dieser Haltung ist der schwere Lebenskampf im Luch, der noch kein eigentliches Vorwärtskommen zuläßt. Ein starres System von Abgaben ist wohl

mit schuld daran, daß die „Ausgaben die Einnahmen verschlucken". Es erfordert schon ein tüchtiges und hartes Bauerntum, das hier bestehen will. Aus dem Bewußtsein eigener Leistungen sollen auch Fähigkeiten der Kinder, soweit es irgend geht, bei der Berufswahl berücksichtigt werden. Dazu kommt dann noch der bittere Vergleich zwischen städtischer und ländlicher Arbeit und die Ansicht von der noch immer benachteiligten Stellung des Bauerntums.

Der Drang in unbäuerliche Berufe ist bei der Verfassung der heutigen Dörfer, und besonders derjenigen Königshorsts, ein Drang vom Land weg. Denn gerade hier macht eine festumgrenzte Plananlage die Mehransetzung von Handwerkern und Gewerbetreibenden unmöglich. Es können sich in ihren Grenzen aber auch Begabungen der Bauernkinder nicht voll entfalten. Innerhalb allgemeiner Maßnahmen zur Vergrößerung der Gemeinden wuchs auch Königshorst um einige Teilgebiete früherer Gutseinheit. Aber mit ihnen ist der Lebensraum des Neubauerndorfes nicht weiter geworden. Ribbeckshorst als Sträflingskolonie ist die Heimat einer Siedlertochter geworden, die hier einen Deputanten heiratete. Aber diese Verbindung stellt einen Einzelfall dar. Ebenso bleibt für das Bauerntum der Zuwachs der Bethel-Anstalt Dreibrück ohne Bedeutung. Die konservativen Kolonistendörfer sind einer beruflichen Umgliederung unzugänglich, und doch müssen die Neubauernkinder aus ihrem Erbe dem Land erhalten werden und dem Dorf als Herzkammer des deutschen Volkstums der Zukunft. Dazu braucht es seine besten Kräfte.

c) Die Heiratswahl in der neuen Gemeinde.

In den Jahren von 1933 bis 1937 wurden Ehen geschlossen:

Großsiedler	7
Kleinsiedler	5
Altbauern	6
Landarbeiter	4

Die Landarbeiter heiraten Mädchen aus ihrem Arbeitskreis. Zu ihm gehören auch noch die Landarbeiter, die Kleinsiedler wurden, und die auch ihrerseits die gewachsenen menschlichen Beziehungen allen neuen, die sich aus dem Zusammenleben im heutigen Bauerndorf ergeben, vorziehen. Ein Schnitter bringt sich seine Frau, trotz verschiedener Konfession, aus der Heimat im Osten mit. Dagegen heiratete aber ein vorwärtsstrebender Kleinsiedler und ehemaliger

Landarbeiter eine Siedlertochter aus Posen. Die Töchter verlassen gern den väterlichen Hof der Kleinstellen und gehen in andere städtische Haushalte über.

Die Altbauern heiraten vor allem natürlich ebenso auch Mädchen aus Bauernfamilien ihrer Umwelt. Dagegen ist eine Ehe mit einer friesischen Siedlertochter aus Bergerdamm als Auftrieb und Blutsauffrischung zu werten. Die Töchter streben auch hier von der Arbeit der Mutter weg in andere Berufe. Es entstanden Verbindungen mit dem Arbeitsdienstlager in Mangelshorst, und eine Bauerntochter wurde Bäckerfrau auf der Mühle in Sandhorst.

Bei der schwierigeren Wirtschaftsweise der Großsiedlerbetriebe stammt auch die Mehrzahl der Neubauernfrauen aus dem Siedlertum. Die alte Heimat ist vorwiegend bindend für das Zusammenfinden von Mann und Frau. Aber es kommen auch schon Beziehungen durch die neue Dorfgemeinschaft zustande. So wurden z. B. Ehen mit Hausangestellten und Landarbeiterinnen aus Königshorst, Deutschhof und Lobeofsund geschlossen. Eine Ehe mit einem Jungbauern aus Dechtow zeigt schon eine Annäherung an das umliegende Altbauernland.

Der Großsiedler paßte sich am stärksten dem neuen Leben an, wenn er auch wie der Altbauer, der ehemalige Landarbeiter und der Deputant von Lobeofsund noch am meisten die Frau nimmt, mit der er zusammen aufwuchs, mit der er noch immer aus der Kraft der alten Heimat das neue Leben packt.

d) Die Sippengemeinschaften.

Lotte Bußhof weist im Zusammenhang mit den Umsiedlungen in Posen darauf hin, daß man alte Gemeinschaften auf der Grundlage von Sippe und Nachbarschaft beibehalten müsse.[69]) In Königshorst waren es die Bande der Sippe, die den Einzelnen in seinem Kampf mit dem neuen Leben schützten. In der Posensiedlung hatte sich die Form dieser Ansetzung bewährt: zwei Vettern entschlossen sich zum Siedeln im Luch. Zunächst bewirtschafteten sie das neue Land gemeinsam, bis sich jeder allein helfen konnte. Aber auch heute noch brauchen sie über die räumliche Gebundenheit der Genossenschaftsarbeit hinweg Maschinen, wie den Kartoffelbuddler, zusammen. Noch enger wurde ihr gegenseitiges Verhältnis durch die Heirat zwischen ihren Kindern. Als der Sohn des Nordhöfer Vetters noch auf einer Kleinsiedlerstelle in Königshorst die Post hatte, half ihm der Schwager aus Sandhorst beim Herumtragen

und Austeilen aus. Der Königshörster Kleinsiedler, der heutige Bürgermeister, läßt sein Land vom Vater bewirtschaften, der ihm alle Sorgen um die Aufbringung von Abgaben und die Anschaffung von Maschinen abnimmt. Er kann so seinem Beruf nachgehen. Der Besitz bleibt in der Familie, das allein scheint ihm wichtig. — Nachdem sich zwei Väter durch gleiche Herkunft zusammengefunden hatten, heirateten die Kinder untereinander. Die Nordhöfer Eltern helfen der jungen Siedlerfamilie mit Maschinen und Ratschlägen über die ersten schweren Jahre hinweg. Am Sonntag besucht man sich untereinander. - - Vater und Sohn bewirtschaften eine 70-Morgen-Stelle. Von den 11 Kindern sind zwei Töchter in Königshorst verheiratet. Die eine, heutige Postmeisterin, rückte sofort in eine verlassene Kleinstelle ein. Beizeiten wurde es auch wahrgenommen, daß ein Altsiedler seine Stelle aufgeben mußte. Aber diesesmal glückte der Versuch des Vaters nicht, auch die andere Tochter unterzubringen. -- Ein Nordhöfer zog seinen Schwager auf einen leerstehenden Hof ins Luch nach. — Von einer Familie wohnen zwei Brüder in Königshorst und der dritte in Sandhorst, mit dem sie allein zusammenhängen, sich nach Bauernart, also selten, besuchen. Der stark ausgeprägte germanisch-bäuerliche Familiensinn dieser Siedler bewirkt innere Geschlossenheit und Festigkeit gegenüber ihrer Umwelt, damit sind verbunden ein Sichverschließen vor den übrigen Dorfgenossen und ein Selbstgenügen im Eigenen.

Wo in den Siedlerbetrieben noch die alten Eltern helfen können, da werden Haus und Kinder während der Hauptarbeitszeiten von ihnen versorgt. Kommt die Mutter nach Hause, so hat die Großmutter gekocht, die Stuben sauber gemacht, die Kinder beaufsichtigt. Eine junge Siedlermutter, die die Pflege und Reinlichkeit der Kinder in den Vordergrund ihres Lebens stellt, ist ein Ausnahmefall im Dorf. Die Härte der bäuerlichen Arbeit erlaubt nicht die Bevorzugung irgend welcher Teilgebiete. In dieser Zweckbetontheit aller Handlungen verleiht die Güte und Sorge der alten Bauernfrau dem Haus Heimatlichkeit und Geborgenheit.

Im Gegensatz zu der Schilderung Günthers[70]), aus den Erfahrungen in alten Bauerndörfern sind die Bindungen zwischen den Angehörigen einer Großfamilie im Neubauerndorf noch weit stärker als die der Nachbarschaft, lebt doch in ihnen ein Stück alter Heimat fort, zu der der Neubauer im Kern seines Wesens gehört.

II. Alte und neue Heimat.

In jungen gemischten Siedlungsgebieten bestehen zunächst Teilvolkstümer. Je nach stammlicher Ausprägung der Siedler verschließen sie sich zunächst mehr oder weniger vor der Umwelt und nehmen ohne Rücksicht auf örtliche Gegebenheiten Beziehungen aus alter Zusammengehörigkeit auf. Aus der Erdverwurzeltheit des Bauern wirken hier die Bindungen alter Lebensverhältnisse am stärksten nach, und gerade bei ihm wird die Forderung greifbar, den Volksmenschen als Mittelpunkt volkskundlicher Forschung hinein zu stellen in seine Welt, in die er wirkt und von der er ständig Eindrücke und Formung erhält. In der Beharrung auf der lebenerhaltenden Erde, der Verbindung mit den Mitmenschen zu fester Gemeinschaft, erhielt sich im Bauerntum am eigenwüchsigsten stammliches und rassisches Wesen. In der Ganzheit seiner Arbeit, unter den dauernden Einwirkungen der Natur wurde bei ihm die Einheit zwischen Mensch und Raum am tiefsten. Wenn Völker durch die Begrenzung im Raum entstanden, so wuchs ein Volkstum erst aus der Lebensfülle, der Verdichtung gegenseitiger Bindungen. Die Schaffung eines Neubauerntums auf einem Volksboden als Urgrund „arteigner Volkskultur“ [71]) soll umgekehrt gegen Enträumlichung und Entwurzelung eine neue Entwicklung zum Volkstum in feste Bahnen lenken. In dem Neubauerndorf Königshorst tritt das Planmäßige seiner Form zunächst überwiegend in Erscheinung, denn ein zusammengesetztes Gemisch der Siedler konnte noch nicht die Gegenkraft bilden, um die fruchtbare Spannung zwischen Leben und Formgebung, zwischen Volkstum und Staat auszulösen, aus der die volkliche und geschichtliche Gestalt eines neuen Dorfes allein werden kann in der Verschmelzung mit den Wurzelkräften der Heimat, in der Ausweitung in die völkischen Aufgaben unserer Zeit. Darum können wir hier nicht wie in den gewachsenen Volksräumen von den Lebensformen z. B. eines Brauchtums ausgehen, um ein Volkstum zu ergründen, denn sie wurden aus der untrennbaren Ganzheit zwischen Mensch und Raum im Einklang mit seinem Schicksal geboren. Dagegen mußten alle früheren Ausführungen so eingehend dargestellt werden, um zunächst den Boden dieses neuen Siedlerdaseins im Luch zu erkennen, der zugleich seinen harten Lebenskampf bedingt. Der Faden einer organischen Entwicklung wurde abgerissen, und der Mensch nahm sein Leben selbständig in die Hand, er wurde sich so seines Daseins bewußt, innerhalb der staatlichen Welt.

Die Volkskunde ging den Weg von den Formen zu den Formkräften des Volksmenschen, [72]) aus dem Wissen um die Einheit von Wesen und Gestalt eines reifen, aus sich lebendig wirkenden Volkstums. Der Bestand eines überlieferten Gutes hat in seiner Beharrlichkeit diese Verbundenheit beider vielfach abgeschwächt. Die Trennung vom Heimatgebiet zerstörte sie oft ganz. So wurde zur schwerwiegenden Aufgabe heutiger Volkskunde, zu ergründen, ob die Quellgründe unseres Volkstums so stark sind, um Verluste seiner Substanz durch die Gewalt der Erschütterungen und Umwälzungen äußerer und innerer Gegebenheiten unerschöpflich in sich auszugleichen aus dem Lebensgesetz des Stirb und Werde. Gerade in einem Siedlerdorf drängt sich diese Fragestellung greifbar und unerbittlich auf. Wir fragen nach dem Volkstum Königshorsts.

a) Volkliche Eigenformen in der Ausbausiedlung.

Mit einer allmählichen Festigung der Siedlerwirtschaft hing untrennbar der Ausbau von Haus und Scheune zusammen nach den vorgesehenen Grundsätzen. Es ergab sich z. B. sehr bald, daß die Scheune das Getreide bei weitem nicht aufnehmen konnte, und es zeigte sich öfter, daß es durch die Vermietung auswuchs. So mußte der Neubauernhof trotz aller vorher bestimmten Planmäßigkeit des Ausbaues zum Abbild des Siedlerlebens in seiner Behauptung im Raum werden. Wenn auf einer Kleinsiedlerstelle die Einnahmen nur gerade für die Abgaben ausreichen, dann leben die Tiere noch weiter in ungekalkten Ställen, die Zimmerdecke bleibt ungestrichen. Ein sehr tüchtiger Kleinsiedler kann erst nach vier Jahren an die Inneneinrichtung denken. Ein Großsiedler bekam fast nur sandigen Boden in Königshorst. Nach fünf Jahren sind die dringendsten Bauarbeiten noch nicht begonnen. In Nordhöfer Bauernwirtschaften sind dagegen vielfach die Ställe schon ausgebaut, die Scheunen vergrößert und sogar an einigen Stellen der ursprüngliche Holzschweinestall aus eigenem Kapital durch einen neuen ersetzt. Hier bringt der fruchtbarere Boden schon mehr Erträge ein.

Die Stallerweiterung ermöglicht die Unterbringung der Schweine, denn auch, wo sie beim Großsiedler ursprünglich getrennt untergebracht waren, wird der „Hundestall“ manchmal gar nicht benutzt. In einigen Fällen dringt aber die Wohnung in den Stall ein. So wurde z. B. aus der Schweineküche ein Wohnzimmer. Hier hat

sich der Hof so weit gefestigt, daß sich die Lebensansprüche steigern können. So zieht ein Siedler in einem dieser Betriebe eine Trennungswand zwischen Wohnung und Stall, um das Hereintragen von Dreck zu verhindern, und seine Frau stellt die Reinlichkeit der Kinder in den Vordergrund ihrer bäuerlichen Wirtschaft.

Die Bedeutung der Wohnstalleinheit wird von Niedersachsen aus dem einen Heimatgebiet dieses Hausbildes auch heute noch eingesehen, da sie die Viehpflege erleichtert. Aber gerade die aus alter Wohngemeinschaft gewachsene Verbundenheit mit den Tieren, deren Krippe sich der Diele zukehrte,[73]) bewirkt es, daß zwei Siedler diese Anordnung des Stalles in gleicher Weise treffen. Eine Trennungswand zwischen Stall und Wohnung schützte auch im Weserbergland schon vor den Fliegen, sie soll es auch in Königshorst einmal tun. Dagegen vertritt ein Rheinländer leidenschaftlich die heimische Wohnweise: „Stall und Scheune gehören zusammen. Das Stroh gebraucht man zum Futtern. So aber muß man sich im Winter erst einen Gang durch den Schnee buddeln, um zur Scheune zu kommen." Das Wohnhaus muß nach seiner Meinung schon allein der Sauberkeit wegen vom Stall getrennt sein. Wenn man in ein Haus kommt, ist die erste Vorbedingung ein „anständiger Flur". So muß man sich bei starkem Sturm in acht nehmen, daß nicht „die Bilder von der Wand fliegen". Wenn aber der Siedler an- oder umbauen will, verkorkst er die Form noch mehr, denn man kann ja ein „Haus nicht kneten wie Gummi". Darum läßt er den Ausbau lieber sein.

In einer Tagelöhnerwohnung mit verdrecktem Kuhstall wurden die Wände eingerissen, die Stuben vergrößert und dadurch zugleich Steine für den Ausbau der Scheune gewonnen. Im Stall ersetzt ein Eichenpfosten die umgelegte Mittelwand. Ein steiniger Platz auf dem Hof wurde beim Anbau der Scheune für ihre Durchfahrt erspäht. Dieser Siedler hatte nicht mehr als die anderen, aber er nutzt das Gegebene aus. Während sich ein Neubauer über die Verfassung seines Hauses beschwerte, da es einem Obdachlosenasyl gleichgekommen sei, in dem der Dreck durch die Zimmerdecke gefallen wäre, ist die Ansicht eines ehemaligen Farmers, der sich aus der einfachsten Wohnhütte im Kampf mit dem Urwald eine neue Heimat erschaffen mußte, die, daß der Siedler vor allen Dingen selber seine Heimat aufzubauen habe. Dagegen lehnt sich der Rheinländer, wohl aus der Echtheit seines Bauerntums heraus, gegen die viel zu schmale und städtische Anlage der Häuser auf, er findet die Mißachtung der Bodenverhältnisse bei der Anordnung

der Höfe unverständlich und meint die Kerle, die den letzten Rest vom deutschen Wald noch abholzten für ihre Zwecke, müßten als Naturschänder bestraft werden, trotz allem aber läßt er einem angeborenen Formsinn zuliebe das Gegebene bestehen, wie es ist. Ein anderer Rheinländer legte vor dem Wohnungseingang einen Vorgarten an, an dessen Zaun Rankpflanzen klettern, um so auch jedenfalls äußerlich den Wohnhof von dem Stallhof zu trennen, wenn er auch im Innern die Wohnstalleinheit für praktisch hält.

In Nordhof legte man in mehreren Fällen einen Vorbau vor dem Eingang an, um auf diese Weise die Wohnung von der Außenwelt durch einen Flur abzuschließen. Ein Siedler mauerte die eine der beiden Haustüren zum Eßzimmer hin zu. Er verlegte hier die Küche aus dem Nebenraum hinein, um aus dem so frei gewordenen Zimmer einen Flur zu schaffen. Damit hat die Wohnküche an Gemütlichkeit gewonnen, sie bildet eine kleine abgerundete und nach außen abgeschlossene Heimatwelt in sich.

In diesen Eigenformen bäuerlicher Ausgestaltung wirken lebendige Volkskräfte in den neuen Raum hinein, die für den Volkskundler von derselben Bedeutung sind, wie die Wahrnehmung fertiger Formen, von denen rückschließend nicht einmal immer die Lebendigkeit des ursprünglichen Trägers erschaubar wird. In den Häusern des neuen Dorfes lebt eine einfache menschliche Gastfreundschaft. Wenn dem Fremden der Stuhl hingeschoben wird, ist er damit zugleich aufgenommen in das tägliche Leben dieser Menschen, und es kann vorkommen, daß einem stillschweigend aber verständnisvoll ein reichliches Mittagessen zugeschoben wird. Der Siedler hat keine Vorurteile. Er gibt sich frei dem anderen und verlangt dasselbe von ihm. Sein Haus ist Gehäuse der Familie und der Tiere.

In einem Kleinsiedlerstall hängt ein Holzverschlag oben an der Decke, in dessen Fächern Hühner, Gänse, Putten sich an der aufsteigenden Stalluft wärmen sollen. Mit derselben Rücksichtnahme behandelt dieser Siedler die Kuh, die Nährmutter des Luchs, und hält sie von jeder Arbeit zurück. Dagegen hatte die Siedlungsgesellschaft den Kleinsiedlern die Kühe als Arbeitstiere anempfohlen. Mit Zugabe von Kraftfutter und vierstündiger Einspannung schaffen sie auch die Arbeit in einem Nachbarbetrieb, während sich ein Pferd nach der Meinung dieses Siedlers für eine Kleinstelle nicht lohnt. Aber der Siedler, der so schonend mit den Kühen umgeht, pflegt sie ganz persönlich. Wenn sie sauber gebürstet auf frischem Stroh stehen und mit Wasser und Futter versorgt sind, dann ist er glücklich und stolz. Die Kühe haben

bei den Siedlern Namen, wie Olle\Suse, Lore, Dora, Stella. Sie grasen bis tief in den Oktober hinein auf den Koppelwiesen. Aber auch wieder dieser Siedler bringt sie am frühesten in den Stall, da „gereiftes Gras ihnen Tod bringt". Abends nach dem Melken werden sie mit frischem Wasser für die Nacht versorgt, der Zaun der Koppel muß von Zeit zu Zeit geflickt werden, sonst reißen sie ihre Euter blutig. Ein Siedler beobachtete, daß zwei Kälber, die Seite an Seite im Stall aufwuchsen, auch auf der Weide immer treu zusammenhalten. In einem Kleinsiedlerstall scheuchte der Mann der Kuh die Fliegen weg, während die Frau sie melkte. Als bei Ausbruch dieses Krieges auch durch Königshorst das Klingen der Hufe der eingezogenen Pferde über die Landstraße hallte, war es einem Siedler, als ob ihm sein treuester Freund genommen wäre. Denn die Tiere sind hier, wie bei allen Bauern, Hausgenossen. Die Unzahl von Katzen auf Schränken, Stühlen und Tischen läßt keine Maus und Ratte am Leben, darum wird sie auch in der Küche geduldet. So beherbergen die Häuser trotz ihrer äußeren Uniformierung eine lebendige Familie aus Menschen und Naturwesen, die die Wohnstalleinheit vertieft. Im Sommer liegen die Häuser hinter bunten Blumengärten, die noch kein Ackerland verdrängte. So mögen sie zu „Gehäusen des Lebens" und aus den Seelkräften ihrer Bewohner zur Heimat werden.

b) Neubauerntum im Luch.

Der Verlust der alten Heimat bringt die Trennung von allem Hergebrachten mit sich. Der Mensch findet einen neuen Halt in der ausgeprägteren Bewußtheit seiner Lebensführung und, indem Mensch und Erde auf neuem Land erst langsam zusammenwachsen, wird ihm noch ein größerer Spielraum und mehr Beweglichkeit für alle seine Pläne gelassen. Die Siedler bringen ihren Acker vorwärts, während sich die Altbauern an den bestehenden Verhältnissen genügen lassen. Ein Großsiedler bessert den Boden mit Kainit und Rohsalzen. Während auch die Nordhöfer viel Kunstdünger streuen, glaubt ein anderer Großsiedler nur durch die Mischung von Grün- und Stalldung Leben in den Boden zu bringen. Dieses Gemenge bringt er schrittweise vorstoßend in sein überwiegend sandiges Gebiet hinein. Ein westfälischer Siedler, der sich aus eigener Kraft seinen Besitz aus Sumpfland herausarbeitete und auf einem Einzelgehöft mitten im Luch wohnt (vgl. S. ...), hatte selber erfahren, daß es nur ein Boden für die „Planenden, die

Vorwärtsstrebenden, die Harten und Kämpfenden, die zielbewußt Arbeitenden" sei.

Ein Kleinsiedler wollte sein Land vergrößern, da er es innerhalb der Landarbeitersiedlung nicht durch Kauf erreichen konnte, mußte er es durch Pachtung versuchen. Auf diese Weise erwarb er den Schindanger der Gemeinde und brachte ihn in Kultur. Während der allgemeinen Sorge um die Beschaffung des nötigen Winterfutters nach der Maul- und Klauenseuche pachtete er stillschweigend Wiesenland und Grabenabhänge. Von einem Morgen bekommt er zwei Zentner Roggen. Dafür erhält er Mehl für Brot, das ihn ein ganzes Jahr versorgt. Dann bleibt davon noch etwas zum Futtern der Tiere und zum Bezahlen der Düngerrechnung. Vom Milchgeld bezahlt er Zinsen und Tilgung. Was man sonst noch braucht, bringen Geflügel und Schweine heraus.[74]) „So greift eins ins andere." Auch die Kleinsiedler, denen die Umstellung zur Selbständigkeit viel schwerer fiel, sind dazu gezwungen, ihre Erzeugnisse planmäßig umzusetzen, um ihre Kleinwirtschaft zu halten. Denn es macht sich sofort bemerkbar, wenn sie einmal etwas mehr Milch für den Eigenbedarf zurückhalten. So kann man gar keine Sprünge machen. Wie der Faden der Generationenfolge der Schweine nicht abreißen darf, so muß auch im Menschenleben eins das andere ergeben. Die Planmäßigkeit der Wirtschaftsweise eines Siedlers kann sich jedoch mit Naturverbundenheit vereinen. Aus einem verwilderten Garten entstand ein bäuerlicher Musterbetrieb. Da werden wilde Birnen-, Apfel- und Pflaumenbäume mit posenschen Stecklingen veredelt. Die Weinstecklinge aus Hessen haben schon gute Erträge gebracht. Auch Lebensbäume wurden angepflanzt, und soweit sie die Wühlmäuse nicht störten, gedeihen sie auch auf dem neuen Boden. Nach der anstrengenden Tagesarbeit ist das Betrachten der kleinen Lebensvorgänge im Garten eine Erholung und immer wieder neue Belehrung für den rastlosen Geist dieses Siedlers. — Er hatte ein schönes Anwesen in Westfalen. Aber er zog trotzdem nach Posen. Er hat ein wechselvolles Leben durchfahren in vielerlei Gestalt. So war er Fleischer, Maurer, ohne es gelernt zu haben. Er ging sechs Jahre auf See und setzte sich als ganz junger Kerl unter vielerlei Gesindel durch. Er war Leiter einer Lieferfirma, aber nirgends hielt es ihn. Er baute aus dem Kuhstall eine Wohnung, prägte das Gesicht des Hofes, schuf ein verwildertes Stück Land zum kleinen Mustergarten um. Nach einem erfahrungsreichen und tätigen Leben landet er aber in seinen Grübeleien über die Zeit dort, von wo er einmal ausging: „Die meisten heutigen Menschen

leben von der Substanz ihrer Voreltern, die ein hartes, einfaches und entbehrungsreiches Leben groß machte. In der Verweichlichung liegt schon wieder der Keim zum Abstieg eines Volkes." In dem Bauerntum der Heimat hat er seine Welt gefunden.

Das in der alten Heimat einmal für zweckmäßig Erachtete verstärkt sich da, wo das Leben eindeutig danach verlangt. Einige Siedler legen die Rüben bei der Ernte Kopf an Kopf. Einer wird in genauer Arbeitsteilung dazu bestimmt, die Blätter mit dem Spaten abzutrennen, worauf alle übrigen sie in einen begleitenden Wagen werfen. In einer anderen Familie schichtet man die Rüben zu zylinderförmigen Haufen auf, um sich so das Bücken beim Abschneiden zu ersparen, wobei sauber Rüben und Blätter voneinander getrennt werden. Während eines geregelten Arbeitsvorgangs werden die Rüben erstens gemeinsam ausgezogen und zweitens zu Haufen zusammengeworfen. Zum Schluß werden sie wieder von allen hintereinanderweg eingeladen. In einer anderen Stelle wieder baut man einen viereckigen Wall auf, indem man die Rüben von außen nach innen und von innen nach außen herauszieht. Jeder sitzt allein in einer solchen Burg und beschäftigt sich damit, sie abzubauen, indem die Rüben in den freien Innenraum fallen und ein auf diese Art entstandener Blätterwall zum Schutz gegen Frost und Kälte über ihnen zusammenfällt. Jeder arbeitet aus sich heraus sinnvoll. Wir erkennen an diesen Beispielen die Erd- und Raumgebundenheit des bäuerlichen Rationalismus, der hier in der Vielgestaltigkeit seiner Formen unbekümmert gegenüber jeder mechanischen Gleichmacherei in die neue Umwelt hineinwirkt. Nach Koch wächst er allein aus der Auseinandersetzung des Bauern mit Acker und Natur in seiner Arbeit. „Erst beim Ackerbauer geht die Ordnung der Natur nicht größtenteils über das Menschenleben hinweg, sondern dringt tief in es ein, zwingt es zur Unterwerfung unter seine Regel, die streng geordneten Zeiten." [75])

Günther stellt der Arbeit des Städters in ihrer Vereinzelung zum Selbstzweck die Arbeit des Bauern gegenüber: „Arbeit wird also für den Bauern zwar immer ein hoher Lebenswert sein und ebenso die Arbeitsamkeit, aber dem Bauern wird „Arbeit" als Wert immer dem Wert des Gedeihens einer Familie untergeordnet sein." [76]) In einer Niedersachsenfamilie arbeiteten der Altbauer als Hofbesitzer mit seinem Sohn und dessen Frau bei der Kartoffelernte zusammen. In dem ungeregelten Nebeneinander der Sammler wurden Unterschiede der Leistung ausgeglichen, und der Ungeübte

konnte Schritt halten, hob sich so nicht von den Übrigen ab, sondern gehörte zu ihnen in der Gemeinsamkeit der Arbeit. Während des Auflesens setzte die Maschine ihre Arbeit unabhängig vom Menschen fort, während seine Tätigkeit Zeit zum Umsichschauen und Reden ließ. Ebenso wurde auch in einem anderen Fall die Grenze des Arbeitsanteils des Einzelnen beweglich gehalten, indem Siedlerfrau und Hilfskraft auf einem gerodeten Kartoffelstreifen sich einander von entgegengesetzten Enden begegneten. Wenn die Maschine eine Reihe abgefahren hatte, half der Siedler noch den restlichen Teil der Kartoffeln mit einsammeln. Die Arbeit all dieser Bauern wird von ihrem Leben getragen und bestimmt, von der Familiengemeinschaft, in der jeder soviel tut, wie er nur irgend tun kann. Dagegen gibt bei einem ehemaligen Gutsarbeiter die Maschine das Tempo an. Es bestimmt die Grenzen der einzelnen Arbeitsanteile, so daß sich jeder diesem anzupassen hat. So kam auf einem Gut in Ostpreußen der Mensch nicht einmal dazu, den Rücken zwischendurch zu strecken. Ein sehr tüchtiger und auch allen Neuerungen zugänglicher Siedler zwängt die Arbeit doch nicht in ein Tagesmaß hinein. Sie ergibt sich ganz aus der Jahreszeit, dem Klima und als die Nötigste unter verschiedenen Aufgaben. Er braucht die Maschine für seine Pläne, die eine Zeitdauer umspannen, ganz aus den Forderungen des Lebendigen. Dagegen wartete die Maschine bei einer Lipper Familie geduldig im Hintergrund, bis wieder einmal ein Streifen unter dem Erzählen alter Erinnerungen aus der Soldatenzeit und der alten Heimat abgesammelt worden war. Alte Bekanntschaften und Lieben, das Leben der alten Dorfgemeinschaft stiegen herauf. In ihnen ruht das Gemütsleben des Siedlers, während die Arbeit nicht geschafft werden kann. Der Zustand in seinem Haus entspricht der Zeit der Übergabe, und die Ernte bringt er nur mühsam und am spätesten ein, obwohl bei ihm zwei Söhne mithelfen. Das Siedlerdasein erzwingt sich den geraden Weg des Bauern ohne Seitensprünge, ohne Sehnsucht zurück. Die Fülle alten Lebens im geschlossenen Kreis muß einmünden in diesen Weg, um sich umzuformen, unter der Aufgabe vieler Wünsche, aber um lebensvoll zu bleiben. Das heutige Neubauerntum kann sich einer Mechanisierung seiner Arbeit nicht mehr entziehen. Von ihm hängt es aber ab, ob sie wieder eingeordnet werden kann in die Gesetzlichkeit allen Lebens.

Ein Kleinsiedler meinte, man müsse das Land in Stand bringen und darin erhalten, das sei die Mühe des ganzen Tages wert, denn sie arbeiten ohne Zukunft: „Es ist wurscht, wer den Hof mal erbt."

Die Arbeit um der Arbeit willen muß getan werden: „Man muß arbeiten solange man kann, man ist nachher lange genug tot", meint eine alte Rentenempfängerin. Ihr Mann, der seine Hand verlor, vergaß allen Humor, weil er zu nichts mehr nütze ist. Die Arbeit aus dem Pflichtgefühl heraus, allein aus dem Notwendigen, wurde in diesem preußischen Raum Gestalt. Dagegen meint ein Württemberger von der Krim, auch in Königshorst ernähre ihn der Boden so gutwillig und unerschöpflich wie zu Hause. Hat er mal keine Lust aufs Feld zu gehen, läßt er's eben. Und er beobachtet mit großzügiger Ruhe, wenn die anderen fast fertig mit ihren Kartoffeln sind, während er erst mit ihrer Ernte anfängt. Unter jungen Siedlerfrauen in Nordhof fand man die Ansicht, man dürfe nicht zum Arbeitstier werden, man müsse auch einmal zusammenkommen und miteinander fröhlich sein. Statt dessen habe eine Altersgenossin schon steife Finger von dem ewigen Arbeiten. Hier auf dem ertragreichen Boden in Nordhof kommt der Mensch schon eher einmal zum tieferen Atemholen, wenn auch hier nach der Meinung einer jungen Frau die Arbeit am „laufenden Band" geht. Sie ließ sich ein Hochzeitskleid schneidern, um wie im heimatlichen Dorf auch als Mutter noch dann und wann auszugehen. Aber im Siedlerleben sind noch alle diese Dinge, die das Leben verschönern, so ohne Bedeutung. Die Arbeit als Inbegriff dieses Lebens prägt seine Form. Aber auch die Bauern selber verachten den Leichtsinn vieler Arbeitsdienstler, die die Arbeit auf Hof und Feld mehr als Spielerei auffassen und nur die vorgeschriebene Zeit ausfüllen ohne wirkliches Interesse, ohne wirklich mitzutun. Eine Siedlermutter könnte jeden Fremden „auf Händen tragen", ihn behandeln wie ihr eigenes Kind, wenn er fleißig ist und guten Willen hat, etwas zu leisten. Darum hat sie einem Landdienstler auch zur Belohnung für seinen Fleiß ein inhaltsreiches Futterpaket nach Berlin geschickt und auch seine Schwester einmal zur Erholung eingeladen. Aber daß sie nie eine Antwort bekam auf ihren Brief, ging ihrer Warmherzigkeit nicht ein. Sie hätte sich doch so mit der Freude dieser Familie mitgefreut. Sie ist noch von keiner Arbeitslast erdrückt worden, sondern ihr Wesen fordert aus sich heraus die Betätigung, das Ordnen des Haushalts, das ihr vor allem zusteht, da der Mann und Sohn und dessen Frau für die Versorgung der äußeren Bezirke aufkommen.

Die Arbeitsgemeinschaft in einer Familie überließ dem Altbauern als dem Besitzer die Verantwortung über alles, was zu

tun war. Eine schwere Regenwolke drohte im Nu die gerodeten Kartoffeln im Luchsand zu scheußlichen Klumpen zu ballen. Davor wollten sie die zukünftigen Hoferben aber bewahren. Man hätte sie auch noch schnell in den Wagen laden können. Da aber Mittagszeit war, sollte auch Pause gemacht werden, wie es sich nun einmal gehörte, und alle berechtigten Bedenken fügten sich darein. Ein in sich geordnetes Bauerntum bestimmt auch hier den Tageslauf. Die Achtung vor dem Familienoberhaupt ist zu fester Form geworden bei Lipper Eheleuten, indem der Hausvater seinen festen Platz oben am Tisch einnimmt, während doch die Frau in Wirklichkeit den Betrieb leitet. Aber diese Form ist noch immer mit der Gesinnung verbunden.

Land- und Arbeitsdienst wirken als überwiegend städtische Kräfte auf das Bauerntum ein. So sind sie für den Siedler zunächst „die Städter", und ihre Stellung zum Bauern bestärkt die Festigkeit dieser Vorstellung: Der Landdienstler ziehe von der Arbeitsstelle im Dorf weg, wenn er keine Lust mehr hat, er fühle sich nicht gebunden an seine Arbeit. Der Bauer dürfe sich nicht durch eine ordentliche Backpfeife vor ihm Respekt verschaffen. Und doch hängt nach Ansicht der Siedler das weitere Schicksal des Bauerntums von dem Einsatz von Hilfskräften ab. Sie sehen einen Ausweg darin, daß sie sie selbst auf ihrem eigenen Hof heranerziehen und ihre Meinung ist, daß auch dann aus diesen Menschen noch etwas zu machen sei, denn der Siedler hält von seiner bäuerlichen Arbeit soviel, daß er auch weiß, daß man sich da erst langsam hineinfinden kann. Der Unterschied, der nach der Meinung der Siedler zwischen Bauern und Städtern in der Auffassung von der Arbeit besteht, richtet sich auch auf die Arbeit beider selber und wird zu einem Gegensatz zwischen Stadt und Land schlechthin. Ein Siedler sah die Ursache für die Landflucht in der Unterbewertung der bäuerlichen gegenüber der städtischen Arbeit, die Begünstigung des städtischen Arbeiters z. B. durch KDF. Der Bauer, der sich vom frühen Morgen bis zum späten Abend ohne Freizeit abschinde, habe nicht einmal etwas Bargeld, um sich ein Kleidungsstück anzuschaffen. Die ganze Familie wird eingesetzt, die Kinder können nicht mehr spielen, die Frauen überanstrengen sich. Die Bauern seien nicht dümmer als die Städter, aber sie seien gutmütig. Der Bauer wisse besser, woher alles kommt, als so manche phrasenhaften Schreiber aus der Stadt. Der Siedler geht von seinen ganz eigenen Luchverhältnissen aus, wenn er vom Bauern im allgemeinen sprechen will,

und er übersieht die gewaltigen Leistungen z. B. der Arbeiter in den Rüstungsbetrieben, die ohne die naturgegebene Lebensgrundlage im jetzigen Krieg durchhalten müssen. Aber er steht selbstbewußt in seinem Bauerntum und will im tiefsten Grund mit keinem tauschen, denn diese Neubauern haben zum größten Teil städtisches Leben kennen gelernt und auch landgelöste Berufe ausgeübt. Sie entschlossen sich trotzdem freiwillig zur Rückkehr auf das Land. So fiel einem ehemaligen Fabrikarbeiter das ewige Muß der mechanischen Beschäftigung in den Borsigwerken so schwer, er wollte freier Herr auf eigenem Boden werden, und er siedelte. Eine Siedlertochter behauptete sich in ihrer Derbheit und Natürlichkeit gegenüber den zarten Städterinnen vom Arbeitsdienst. Sie hatte den ganzen Vormittag Rüben gezogen für drei und hatte bei weitem mehr geleistet als sie. Ins Büro will sie auch einmal gehen, wenns auch nur die elterliche Post in Königshorst ist. Allen Siedlern ist gemeinsam die Echtheit und Ungebrochenheit ihres Bauerntums und das sichere Selbstbewußtsein, in dem sie sich in Lebens- und Arbeitsweise in der neuen Umwelt behaupten.

Ist die Arbeit der Inbegriff des bäuerlichen Lebens, so fragen wir nach den tiefsten Kräften, die sie tragen. Der Bauer unterwirft sich nicht „heiliger Ordnung“ [77]) aus bloßem Gehorsam, sondern er selber führt diese Ordnung mit durch, sie lebt in ihm, und er fordert sie aus sich heraus. Die Frage, wieweit er sich als Glied eines Lebendigen in allen Dingen fühlt, greift ins Religiöse über. In Königshorst gibt es Familien, die aus dem alten Stammland, dem Teutoburger Wald, aus Hannover und Westfalen, die Strenge des religiösen Lebens mitbrachten. Mit der Überlieferung verbinden Strenggläubige die persönliche innere Einstellung und das Bewußtsein, einer christlichen Gemeinde anzugehören. Während eine Mutter auf die Kirche verzichtete, weil der Pastor an ihrer Kindererziehung etwas auszusetzen hatte, die Frauenhilfe viele Kräfte verlor, wegen der wesensfremden Einstellung des Leiters zum bäuerlichen Leben, der Durchschnitt der Siedler sich am Sonntag wegen Arbeit und Müdigkeit nicht für die Kirche freimachen kann, handelt es sich bei ihnen um eine Pflicht, die christliche Lehre regelmäßig anzuhören. Der Vater eines westfälischen Altsiedlers hätte die Kinder „an die Wände geschmissen“, wenn sie sich zum Kirchgehen geweigert hätten. Heute verlangt er, daß in seinem Haushalt nur die allernötigsten Verrichtungen für den Sonntag bleiben. Dann soll Feiertag gehalten werden und einer jedenfalls muß Zeit haben zum Gottesdienst. Denn nach

seiner Auffassung, die sich auf die Bibel stützt, ist der christliche Glaube nur in einer Gemeinschaft gegründet. Eine andere Westfalin wurde „Stütze" der Gemeinde genannt. Ihr Mann bildete mit Stammesgenossen und Rückwanderern in der ersten Zeit einen Posaunenchor, der den Fehrbelliner bei weitem übertraf. Diese mehr in die Gemeinschaft hineinwirkenden religiösen Kräfte sind in starker Minderzahl in Königshorst. Viele Siedler verharren wohl in der herkömmlichen Religion als einer inneren Sittenordnung. Da ist z. B. eine Rückwandererfamilie, die aus ihrer strengen Kirchlichkeit heraus urteilte, hier seien die Menschen nicht so fromm wie zu Hause, weil sie am Sonntag arbeiteten, die aber trotzdem die altbekannte Lebensform äußerlich aufgibt, weil sie das Einschlafen in der Kirche fürchtet und zu Hause zu tun hat. Was man in der Schule lernte, daran wird festgehalten. Die alten Leute sind den regelmäßigen Kirchgang gewohnt und haben auch ihre Kinder dazu angehalten. Sie möchten auch wohl heute alle zur Kirche gehen, aber sie sind der Ansicht, der Hof könne sie nicht entbehren. Eine Ravensbergerin weiß, daß sie beten und Bibel lesen solle, das täte sie dann auch ohne Kirche. In dem Bedürfnis nach der Kirche liegt begründet, daß die Glaubensform der alten Heimat tatsächlich noch eine Sittenordnung für diese Menschen darstellt. [77]) Die Gestaltlosigkeit des überlieferten Glaubens in der neuen Umgebung macht hier das „Werk der Umwelt an der Gegebenheit des Menschen" [78]) deutlich.

Einen Siedler hatte es weit in der Welt herumgetrieben. Er hält weder von der Kirche, noch von der ausschließlichen Bedeutung der Bibel etwas, denn sie sei Menschenwerk, und wie käme der kleine Mensch dazu, seine Religion für die an sich wahre zu halten, ihm kommt es auf die ehrliche Gesinnung allein an. Da habe aber der heutige Staat mehr für die Gemeinschaft getan, als alle Kirchen zusammen. Dagegen müsse man aber Bodelschwingh achten, der sein Helfenwollen in die Tat umsetzte. Er glaubt daran, daß auch sein Leben mit allen Nackenschlägen in einer unerforschlichen Macht liegt. Eine Kleinsiedlerfrau sagte: „Man muß arbeiten was man kann, wenn Gott einem diese Lebenslage gibt, ist es gut." Dementgegen steht die Gewißheit eines alten kampferprobten Siedlers: „Gott verläßt den Deutschen nicht, wenn dieser ihn nicht verläßt". Er braucht aber eine Macht, die sich seiner „erbarmt, wenn er nicht mehr weiter kann". Eine Mutter wehrt sich aus Erfahrung von den Krankenbetten ihrer Kinder dagegen, daß Gott nur „Natur" sei, denn „wir rufen ihn zuerst an in der Not". Der

Siedler fühlt sein Schicksal in kindlichem und auch in reifem Vertrauen geborgen im großen Weltenzusammenhang, aus dem heraus auch er lebt und wirkt.

Aus der Allverbundenheit des Menschen wuchs und nährte sich Brauchtum seit seinen Uranfängen, und es nahm aus ihr die Gewißheit von dem Wandel des Todes zum Leben, die es in seinem Kern durchzieht.

c) Die werdende Dorfgemeinschaft.

Nach Dietz ist der Bauer ein Heimatmensch und nicht zu verstehen ohne die Welt, aus der er wird und wächst.[79]) Der Neubauer „gehört dorthin, wo er sein Auskommen findet, wo er Familie und Vieh" und überhaupt seinen Besitz hat. So bildet sich seine eigene Welt zunächst an der Arbeitsstätte, wo er mit Mühe und Schweiß sich schon im neuen Boden verankerte. Dieser Satz klingt nüchterner, als wenn man das Schwergewicht darauf legen würde, daß z. B. ein Siedler den Teutoburger Waldbergen nachtrauert, eine Frau den Blick nach oben in die Weinäcker mehr liebte, als immer nur Ebene und Himmel zu sehen. Wenn Wald und Seen wohl schöner sind als die Eintönigkeit des Luchs, so kann doch eine Siedlerin nur leben, wenn sie frei um sich sehen kann und nicht durch die Häuser der Stadt eingeengt wird. Mitten beim Kartoffelsammeln zeigte ein Siedler ein Trappenei, und er erklärte, daß diese Trappen Vögel der Ebene seien, und er erzählte auch, zu welchen Jahreszeiten man sie besonders beobachten könne. In der Herbheit seines Ausdrucks schwangen die Stimmen der Landschaft schon mit, die unmerklich, unerbittlich und doch auch gütig in die schweigsame Tätigkeit hineinreden.

Ist auch der eigentliche Kampf gegen Morast und Einöde der Landschaft vorüber, so wuchs ihre planvolle Gestaltung doch aus ihrem Naturgesetz. Gerade in der Regelmäßigkeit ihrer Gliederung wird die Einsamkeit des Ursprünglichen spürbar, die noch immer den Untätigen in ihre Netze zieht. Aber sie stärkt das Verlangen nach Heimat in dem, der das Luch an nebeligen und regenschweren Abenden überfährt, und in dem, der den Boden tagein, tagaus auf abgezirkelter Fläche bearbeitet.

Unter den Siedlern festgefügten Stammlandes im Nordwesten ist die Form der germanischen Landnahmezeit, die Sippensiedlung allein noch üblich. Die Heiratswahl beschränkt sich auf den alten

Lebensraum. Es ergibt sich ganz natürlich eine Zusammenarbeit zwischen einem Hessen aus dem Weserbergland und einem Stammesgenossen „nicht weit davon weg". Ihre Kinder lernten sich auf diese Art und Weise kennen und heirateten sich auch. Ein Westfale sieht den Grund des schlechten Zusammenhaltens im neuen Dorf in der Mischsiedlung an sich, denn sie vereinzele den Menschen. Dagegen half in einer reinen Westfalensiedlung in Posen jeder von sich aus dem anderen, und das Verständnis für dessen Eigenart war ohne weiteres vorhanden. In Königshorst gelte man als bockig, wenn man nur auf seinem Willen beharrte. Aber die Verbindung zum anderen ist für ihn sofort da, wenn er weiß, er ist „Westfälinger", er ist aus meinem Heimatkreis. Unter Fremden schließt das heimische Platt sofort zusammen. Er selber kommt eigentlich nur mit zwei Stammesgenossen aus Nordhof aus, sonst halten sie nur mit den Sandhorster Verwandten zusammen. Aber im Streit um das Eigentum brach zwischen zwei Brüdern, deren Höfe nebeneinander liegen, ein unversöhnlicher Haß aus, der äußerlich eine Trennungsmauer zwischen beide Besitzungen legte. Der Niedersachse guckt nüchtern und scharf in die Welt. Er will genau wissen, mit wem er es zu tun hat, und der Fremde ist erstaunt, wie genau der Nagel auf den Kopf getroffen wird in der Beurteilung seines Woher und Wohin. Ganz sachlich baut ein Siedler Stein auf Stein zu seiner Wirtschaft auf, die ihm völlig verschuldet übergeben wurde. Nach zwei Jahren brauchte er sich vor den Dorfgenossen nicht mehr zu schämen. Da grübelt ein anderer bis auf den Kern der Dinge und zimmert sich ein eigenes, klares Weltbild zusammen.

Ein Mitteldeutscher fühlt sich seinem Volksgebiet zugehörig, das immer Übergangsland der deutschen Stämme gewesen ist. Ihm ist eigen, sich gleich eine Vorstellung von allen Dingen zu machen, ohne selber eine Entscheidung zu treffen. Das mitteldeutsche Element wirkt sich versöhnend und ausgleichend auf die Neubauernschaft aus. Der Reinfall eines ehemaligen Landarbeiters beim Pferdekauf wird nicht aus seiner Dummheit und Untüchtigkeit erklärt, sondern mit der unselbständigen Lebensführung auf dem Gut entschuldigt.

Während ein Ostdeutscher weder stammliche noch berufliche Eigenart aufweist, ist eine Lausitzerin sofort als Kind ihrer Heimat zu erkennen. Sie ist sich traurig bewußt, daß sie im Kriege für sich allein steht, daß ihr niemand im Dorf helfen wird. Das war zu Hause ganz anders. Da kannte jeder den anderen, dort kamen

die Frauen zu Spinn- und Strickabenden zusammen. Im Kriegerverein und in der Frauenschaft findet sie in den jahreszeitlich bestimmten Veranstaltungen etwas Ersatz. Sie veranlaßte die gemeinsamen Federreißabende. Sie fragt nach dem, was die anderen tun, um sich dann selber danach zu richten. Dagegen nahm der Siedler im Durchschnitt Abstand von der alten Lebenswelt und damit auch von sich selber. So gab eine Westfalentochter die Wirksamkeit des Heilzaubers ihres Heimatdorfes frei zu bedenken: es seien dort Menschen gewesen, die durch Sprüche und Streichen Kranke heilten, wenn sie daran glaubten. Auch ihr Großvater z. B. verstand sich darauf, und zwar morgens vor 8 Uhr. Ihr Vater, ein Nordhöfer Siedler, glaubt auch heute noch daran. Dieselbe Fähigkeit ließ sich bei einer Königshorster Rentenempfängerin feststellen. Sie ist bekannt als Heilkünstlerin und befreite die Gastwirtsfrau von der Wundrose, sogar der Arzt schickte einen Siedler mit derselben Krankheit zu ihr, wo er geheilt wurde. Der Pastor lehnt diese Form der Heilung ab, da der Mensch damit Gott ins Handwerk pfusche. In Handlung umgesetzter Volksglaube ist aber undenkbar ohne die Gewißheit von dem Bezogensein des Menschen zu den kosmischen Kräften und einer Teilhabe an ihrer Wirksamkeit.

Die Siedler sind Heimatmenschen geblieben, wenn auch mit größerer Bewußtheit, um so mehr, als sie sich behaupten mußten. Dazu gehört z. B. auch, wenn ein Westfale seinen Schinken auf heimische Art räuchert, die Hannoveraner ihr „buntes Huhn" zubereiten. Dieses Gericht wird aus Kartoffeln und Mohrrüben zusammengekocht, mit Essig gesäuert, dann gesüßt und nach Möglichkeit mit Backpflaumen gegessen. Dazu gehört unbedingt gebratener Speck. Während die Herstellung des Eichsfelder „Feldkiekers", einer Dauerwurst in Zeppelinform, aufhörte, als die alte Heimat keinen Schlächter mehr schickte ,erfreut sich die Schmierwurst eines Weserländers heute schon über stammliche Bande hinweg allgemeiner Beliebtheit. Die Leber wird durchgedreht und mit Speck in Gläsern eingekocht. Auf dieselbe Art entsteht auch die Blutwurst. Ein Württemberger von der Krim hat die Vorliebe für Mehlgerichte trotz zweihundertjähriger Siedlung im fremden Land erhalten und baut darum auch heute noch nicht soviel Kartoffeln an, wie die übrigen Siedler.

Die Plananlage Königshorst legte doch einen Kern für die organische Gemeinschaftsentwicklung im neuen Dorf in der Grup-

penanordnung der einzelnen Dorfteile. So sollten die Neubauern im gedrängteren Raum bei ihren täglichen Verrichtungen eher zu einander finden. Es entstanden auf diese Weise trotz der gemischten Auswahl der Bewerber doch schon eigengeprägte kleine Dorfwesen. In Nordhof sollen die tüchtigsten Bauern sitzen auf dem besten Ackerland. Sie haben daher auch reichlichere und frühere Ernten. Wenn ein Nordhöfer behauptete, ein Siedler könne sich nach Mißernten und anderem Unglück aus eigener Kraft wieder hochhelfen, wurde dies von einem Königshorster lebhaft bestritten, da man einen Kapitalrückhalt brauche, den er noch nicht selber schaffen konnte. Die Hebamme hat hier in Nordhof z. B. fast garnichts zu tun, da die Frauen sich die Klinik leisten können. Junge Bauernfrauen besonders behaupteten, Hannoveraner, Westfalen, Hessen, Rheinländer und Sachsen paßten hier schon ganz gut zusammen. Eine Hochzeitsfeier zeigte schon dieses junge Verbundenheitsgefühl und das Bedürfnis nach Fröhlichkeit mit anderen, denn hier drückt die tägliche Sorge nicht so schwer: ein Rückwanderer holte seine Braut aus der alten Heimat zu sich. Mit einem geschmückten Wagen und dem Spiel der Kapelle: „In einem Polenstädtchen" wurde das Paar empfangen. Die Dorfgenossen waren zur Bewillkommnung erschienen, denn die junge Frau sollte sich unter ihnen nicht einsam fühlen. So schön hatte sie sich ihren Empfang denn auch nicht vorgestellt. Die jungen Frauen hier bedauerten lebhaft, daß bei ihnen nicht wie im Siedlerdorf Staffelde bei Flatow Federreiß- und Strickabende eingerichtet seien, wo man sich reihum zu Kaffee und Kuchen zusammenfinde. Andere Dorfgruppen wie Königshorst sehen das schnellere Vorankommen der Nordhöfer weniger in ihrer besseren landwirtschaftlichen Eignung als in günstigeren Bodenverhältnissen. Das wollen diese aber nicht recht wahrhaben. Sie werfen den Königshorstern vom Gefühl ihrer Überlegenheit aus vor, daß sie zu wenig mit Kunstdünger arbeiten. Es kommt ihnen außerdem zugute, daß sie weiter vom Siedlungsmittelpunkt abwohnen, sodaß gegen sie der Vorwurf, ihr Geld für Nebensächlichkeiten auszugeben oder öfter die Gastwirtschaft zu besuchen, nicht ins Feld geführt werden kann, wie es gegenüber den Königshorstern der Fall ist. In Sandhorst hat wohl die plattdeutsche Sprache ihre stärkste Bindekraft unter den Menschen. Aber alle Frauen kommen hier schon nach Weihnachten zu Strick- und Federreißabenden zusammen. Durch Verwandtschaft und deren Bekanntschaft in Königshorst beteiligten sich auch von hier Frauen daran. Eine Siedlerfrau erzählte, daß auch

Männer dazu eingeladen würden. Man sänge lustige Lieder und erzähle sich von früher. Aber im Krieg fallen diese Abende aus.

Nach Untersuchungen im Hunsrück [80]) lebt der Bauer zurückgezogen in seiner Familiengemeinschaft. „In der sozialen Gemeinschaft des dörflichen Lebens zeigt sich fast durchweg das Streben nach persönlicher Selbständigkeit und Unabhängigkeit." In einem niedersächsischen Dorf, das aus Bauern und Handwerkern besteht, in dem sich die Beamtenschaft nur aus Pastor und Kantor zusammensetzt, gibt es weder ein wirtschaftliches noch gewerbliches Vereinsleben. Dagegen bewirkt die berufliche Mischung eines rheinischen Dorfes mit starkem Anteil an Fabrikarbeitern die Entfaltung eines eigenwüchsigen Gemeinschaftslebens, d. h., soweit die bodenständige Bevölkerung noch vorherrscht. Die Papierfabrik, die die Arbeiter beschäftigt, liegt außerdem in Dorfnähe. Königshorst muß die Kraft zu einem Neuaufbau seines Lebens aus seinem Bauerntum ziehen. Die Einwirkung städtischer Einflüsse ist sowohl räumlich erschwert, da beide Städte der nächsten Umgebung 15 km entfernt liegen, als sie auch in ihrer Verschlafenheit keine Anziehungspunkte bilden. Nauen ist Umsatzort der wirtschaftlichen Erzeugnisse der Siedler. Ihr vergangenes Leben läßt sie alles Fremde genauer prüfen. Einerseits wird durch das Abgeschlossensein im Bauerntum die Verwurzelung mit dem neuen Raum verstärkt, andererseits aber findet kein lebendiger Austausch statt, wie er nach Rumpf in Buch bei Nürnberg das Leben des Dorfes bereicherte, [81]) und wie ihn die heutige Raumplanung wieder sucht. Dazu kommt auch, daß in Königshorst der Altbauer der Umgebung vorläufig noch als „steif und stur" abgelehnt wird.

Der Stützpunktleiter fand, daß es mit dem Gemeinschaftsleben in Königshorst schon weiter sein könne. Während Mangelshorst, Deutschhof, die Landarbeiterkolonie Bergerdamm ihr Erntefest gefeiert hätten, wäre es in Königshorst noch 1938 ganz ausgefallen. Der Siedler wuchs in die heimatlichen Feste als Glied eines vertrauten Menschenkreises hinein. Er steht daher zunächst allen festgesetzten Feierlichkeiten fremd gegenüber. Ein angesetzter Dorfabend drängte die Vorführung des männlichen und weiblichen Landdienstes in Sprechchören und Volkstänzen zusammen. Sie rollten schnell ab, um dem gemeinsamen Tanz den größten Spielraum zu lassen. Da die eigentliche Gestaltung des Abends hastig zusammengedrängt worden war, konnte man von einem dorfeigenen Abend noch nicht reden. Dazu kommt, daß die Verbundenheit mit den Bauern noch fehlte. Dagegen war die hochzeitliche

Feier in Nordhof, die unmittelbar alle Dorfgenossen verschiedener Herkunft verband, schon ganz der Ausdruck eines werdenden Volkstums als kleiner Volksgemeinschaft in der großen, wie eines durch alle Not hindurch ungebrochenen, eigenschaffenden aufgeschlosseneren Bauerntums. Sieht der Stützpunktleiter das einzige Bedürfnis der ehemaligen und heutigen Landarbeiter in diesem Zusammenhang nur im „Besaufen und Zotenreißen", so denken die Kleinsiedler und Rentenempfänger doch nicht nur an die günstigere wirtschaftliche Lage auf der Domäne zurück, wo sie sich Kühe halten, Schweine heranfuttern konnten, ohne daß bei Mißernten eine Wetterwolke an ihrem friedlichen Himmel heraufgestiegen wäre. Ihr Gemüt hängt auch z. B. an den Weihnachtsfeiern im Gutshaus, wo sich die Arbeitsgemeinschaft des Alltags zu einer Lebensgemeinschaft mit dem Gutsherrn an langer Tafel vereinte. Während noch vor 1933 die Lehrer die Schulfeiern als Dorffeiern aufzogen,[82]) halten sie sich heute im Hintergrund.

Den staatlichen Forderungen an den Bauern: „Der Staat hat vielmehr durch seine behördlichen und parteilichen Organe festzustellen, was der Einzelne und seine Familie ihm wert sind, und ob sie seinen Ansprüchen genügen",[83]) steht die Meinung eines verantwortungsbewußten Siedlers gleichwertig gegenüber: „Wenn ein Bauer fruchtbar werden will für sein Volk, muß man ihm Freiheit lassen." Wie die Siedler in Gemeindeangelegenheiten allein am besten gleich zum Landrat gehen, so besteht auch die Ansicht, sie wären auch ohne das Genossenschaftswesen vorwärts gekommen. Die Bauern hätten sich untereinander schon immer geholfen. Das Wetter richte sich nicht danach, ob der Einzelne die Maschine gerade zur Verfügung habe. Wie die Zurückhaltung des Siedlers gegenüber festgesetzten Feiern zu erkennen ist, so hier im Verhältnis auch zu allen Organisationen und Vereinigungen. Herbert Rüssel stellt die Genossenschaften in Gegensatz zu den alten Nachbarschaften im Hunsrück, die von ihnen abgelöst werden. „Sie sind reine Zweckorganisationen, deren man sich bedient, soweit man sie nötig hat, und dann nur sehr langsam und mißtrauisch."[84]) Alte Arbeitsgemeinschaften waren für die Siedler gesprengt, und das Leben forderte neue Zusammenschlüsse. Der Bauer zieht sich aber immer mehr auf sich selbst zurück, sein Streben ist ganz auf Selbständigkeit gerichtet. Die Arbeit auf seinem Besitz hält ihn fest, und die Festigkeit und Stärkung seines Eigentums für seine Familie ist für den Siedler wie für den altansässigen Bauern Lebensinhalt. Die Ansprüche, die es an ihn

stellt, sind so zwingend, daß alle politischen, gemeindlichen Veranstaltungen sich dem Rhythmus des bäuerlichen Jahres anpassen und, soweit es irgend geht, in die arbeitsstilleren Zeiten verlegt werden. Die Eigenbrödelei des Neubauern wird aber nicht zur Vereinzelung führen. Er ist aufgeschlossen und teilnahmsvoll gegenüber den Schicksalen seiner Dorfgenossen, die ihn zu Vergleichen mit sich selber und mit dem anderen als Kampfgemeinschaft im Luch veranlassen. Man grüßt den Nachbarn über den Zaun, wenn man ihn gerade sieht, redet auch gern einmal während der Frühstückspausen mit dem Arbeitsgenossen hinter dem Grenzgraben.

Ein Kleinsiedler und ehemaliger Schnitter dagegen prägt als Norm seines Lebens den Satz: „Man muß den ganzen Tag auf dem Posten sein, sich auf keines anderen Hilfe verlassen, denn man kann keinem vertrauen und soll es auch nicht tun!“ Eine andere Kleinsiedlerin fühlt sich nur mit ihrem Mann verbunden. Wenn sie mit anderen spricht, „wird einem doch alles verdreht“. Wenn dagegen eine westfälische Altbäuerin auf gemeinsame Zusammenkünfte verzichtet, weil sie den Tratsch und das Geklatsche über andere nicht leiden könne, entspricht dieses Verhalten ihrem Selbstbewußtsein. Aus der Vernachlässigung ihres Menschentums fühlen sich die ehemaligen entwurzelten Landarbeiter unsicher in der Gemeinschaft mit anderen, sie verhalten sich mißtrauisch gegen alle Einrichtungen, sie wollen sich nicht für den Staat, der ihnen noch immer als fremde und nüchterne Größe gegenübersteht, abschuften. Eine Kleinsiedlerfrau behauptete, ihr Bruder wolle Inspektor werden, ihr Mann sei Mechaniker. Damit verleugnete sie einem Fremden gegenüber sowohl das Landarbeitertum des Bruders, wie auch das Kleinsiedler- und ehemalige Landarbeiterdasein ihres Mannes. Der Nachkomme einer altangesessenen Königshorster Tagelöhnerfamilie, der seinen eigenen Arbeitsplatz in der Gutseinheit ausfüllte, wie es seine Vorfahren schon taten, sieht auch in allen übrigen Dorfgenossen, gleich welcher Herkunft sie sind, und in welcher Lebenslage sie sich heute befinden, Menschen mit eignem Lebensrecht. Er arbeitet still für sich, „mit keinem verfeindet, mit dem Nachbarn gut befreundet“. Aber vielen Kleinsiedlern gegenüber hat der Großsiedler oft das Gefühl, daß sie heimtückisch und verschlagen seien.

Und doch löste sich eine innere Verbundenheit aller von der Schwere der Tagesarbeit bei Kriegsausbruch, versammelte alle eingezogenen Männer im Dorfkrug, machte sich in Neckereien und

lebhaften Unterhaltungen Luft. Sie brach auf zu der tieferen Schicksalsgemeinschaft mit dem ganzen Volk, für das auch der im Dorf zurückgebliebene Siedler, die Siedlerfrau, auf ihrem unersetzlichen Posten stehen. Und wie in einem Neusiedlerdorf das Schnattern der Gänse, das Muhen der Kühe, das Wiehern der Pferde und Rollen des Ackerwagens sich mit den Ätherwellen fast in jedem Haus mengt in dieser Zeit, so erfüllt dieses Bauerntum im Dienst an der Erde eine der lebenswichtigsten Aufgaben unserer Zeit für unsere Volksgemeinschaft und unser deutsches Volkstum überhaupt.

d) Das Neubauerndorf im geschichtlichen Raum.

Die Volkstumsgrenzen Brandenburgs wurden als ein Teil des ostdeutschen Siedelbodens durch die „Raummeisterung“ [85]) des Staates bestimmt. Zaunert erkennt in den Brandenburgern, die unter besonders zusammengeballter staatlicher Führung ihre geschichtliche Gestalt erhielten, zugleich den ausgeprägtesten Neustamm. Angeborene Anlagen verschärften sich zu bewußterem Wesen. „So daß sich die märkische Art, die ja den Kern des preußischen Staatsvolkes abgab und bei dem Staatsbau die Hauptarbeit mitgeleistet hat, scharf abhebt von den benachbarten und nächstverwandten Altniedersachsen durch größere Straffheit, Härte und Schärfe, rascheres Handeln, ohne von der Zielsicherheit, Nüchternheit und beharrenden Kraft des Mutterstammes etwas eingebüßt zu haben. Dieser Typ ist in solcher Reinheit und Durchbildung nur der Mark Brandenburg eigen, er geht nicht durch den ganzen norddeutschen Osten.“ [86]) In dem alten Königshorst drängte sich die Verkettung staatlicher Aufgaben und Maßnahmen mit der Leistung der Volkskräfte besonders auf.

Eine königliche Bestimmung von 1723 gibt einen Einblick in die gewaltsame Durchdringung beider Pole aus dem Gesetz der Landschaft heraus: „Jede Obrigkeit, Dorfschaft und Gemeinde, jeder wer sonsten nur an diesem Luch partipizieret“, hat im Verhältnis zu seinem Besitz die Aufräumung der Haupt- und aller Nebengräben zu leisten und die Kosten dafür aufzubringen. Er hat sie in gutem Zustand zu erhalten, „auch wo es sonst nötig vertiefen oder nach Befinden neu anfertigen lassen“. Alle Adligen, die sich gegen eine nötige Abholzung, ebenso eine Ziehung von Gräben sträubten, wurden bei willkürlicher Strafe darauf hingewiesen, binnen zweier Jahre Land urbar zu machen und trocken zu legen.

Bei weiterer Entwässerung der Wiesen mußten sich alle Interessenten an Arbeit und Kosten beteiligen. Im Dienst an Dämmen und Gräben wurde das Kolonisationswerk zum Erfolge aller Beteiligten. So konnte Jordan 1860 noch über die ansässigen Gutstagelöhner schreiben: „Tatsächlich ist ihr überragender Wohlstand im Vergleich mit ihren Standesgenossen weit und breit, Tatsache daß fast alle unsere Tagelöhner bares Geld, die Ersparnisse eines ordentlichen geführten Haushaltes, vorrätig besitzen, überhaupt die Bezeichnung „besitzlose Klasse" paßt für unsere Arbeiter nicht, wer zwei Kühe sein Eigentum nennt, die heute ein Kapital von 100 Taler und darüber präsentieren, wem Weide und Wiesenflächen zur Ernährung dieser Tiere überlassen sind, ferner, wer Garten- und Ackerland zur Erzielung von Hackfrüchten und dergleichen regelmäßig zu seiner Benutzung erhält, der kann nicht besitzlos genannt werden." Ein in sich geordnetes Leben baute an dem Wesen eines bodenständigen Arbeitertums, das sich nach Jordan durch seine „höhere sittliche Qualität", die größere „Tüchtigkeit und Charakterstärke" vor der Umgebung abhob. Friedrich der Große erkannte im Bauernstand die Grundlage seines Staates. Durch die Hand- und Spanndienstpflicht wurden die Pfälzer dem rauheren Rhythmus Preußens angeschlossen.

Wie die gemeinsame Entwässerungsarbeit die Menschen verschiedner Herkunft, Arbeitsweisen und Schichtungen einander und der Landschaft zuordnete, so schaffte doch erst ein inneres Gefüge den eigentlichen Zusammenhalt. Eine Hütungsvorschrift regelte z. B. die gerechte Benutzung und Einteilung der Weideflächen. Zum Schutz des neuen Gewerbes gab es einen Brauerei- und Branntweinzwang, der die Brauerei erst lebensfähig machte. Die Untertanen durften bei Strafe nicht woanders mahlen, als in den Sandhorster und Königshorster Mühlen. Dafür hatte der Müller seine Kunden nach bestem Gewissen zu bedienen. Pastor und Küster waren dazu bestimmt, die Steuern festzusetzen und für die Durchführung der Bezahlung zu sorgen. Alle Eingepfarrten hatten die Kosten für Kirchenreparaturen zu zahlen. Bauern mit Eigentumsbesitz mußten Fuhren dazu stellen. Die Schulgemeinde hatte ihren neuen Lehrer mit seiner Familie mit Gespann der Reihenfolge der einzelnen Gemeindeglieder nach, bis auf eine Entfernung von 10 Meilen abzuholen, ausgenommen war die Zeit der Saat und Ernte. Zur Zeit Friedrichs des Großen und seiner besonderen Pläne zur Förderung der Landwirtschaft hatte jeder Lehrer die Seidenraupenzucht zu

verstehen, um durch die Anpflanzung von Maulbeerbäumen den staatlichen Unternehmungen entgegen zu kommen. Nach einer Bestimmung von 1755 mußte jeder Bauer jährlich 6 Weiden, jeder Halbbauer und Kossät drei Weiden im Dorf und an den Straßen anpflanzen. Ihr schneller Wuchs schaffte Holz für Brückenbauten, als Sumpfbäume leisteten sie dem Boden und damit den Stürmen am ersten Widerstand.[87]) Der Vorstoß in das Luch stellte eine erstmalige Besitzergreifung unbewohnter und unbebauter Flächen dar, und prägte sich daher tief ein in das Gesicht dieser Landschaft. So war aus dem Nichts heraus durch eine übergeordnete Macht mit gewaltsamer Erzwingung der Mitarbeit der „Untertanen" ihr Lebensraum geschaffen worden, der in seiner Planmäßigkeit ein Geschöpf des Kolonialbodens wurde. Wie der Kampf an Dämmen und Gräben ein gemeinsames Vorgehen erforderte, so setzte die mittelalterliche Gewannflur des erst im Osten vollentwickelten Straßenangerdorfs[88]) die gegenseitige Anpassung und Zusammenarbeit einer vorher festgesetzten Siedlermannschaft voraus. Zur Durchsetzung der Aufgaben des neuen Lebens, die sich aufdrängten, bevor die Siedler mit dem Boden verwurzeln konnten und damit auch ihre Notwendigkeit noch nicht einzusehen vermochten, stürmte mit der Übermacht geschlossener Tatkraft und Einsicht der Staat auf das junge Volkstum ein, um so mehr, als die gewachsenen Lebenszusammenhänge abgerissen worden waren. Im Überblick über die gesamte Ostsiedlung ist Zaunert aber der Ansicht: „Daß hier in Ostdeutschland etwas ist, das den Namen Stämme verdient", „etwas stammhaft den Boden Ansaugendes",[89]) das unter dem Schutz einer Landesmacht, der Hanse und dem Orden, seine besonders eigenartige Wesensprägung erhielt, auf der Grundlage alter Stammeszugehörigkeit. Aber trotz allem blieb Ostdeutschland Kolonialboden, in der Übermacht der ordnenden über die lebendigen Kräfte. Als der Staat diesen Raum vergaß, war auch diese ursprüngliche Voraussetzung gegenseitiger Bindung zu der Entwicklung des ostdeutschen Siedlertums gefallen, und viele Volksteile wanderten ab.

Der heutige Volksstaat mündet ein in die Lebenswirklichkeit seines Volkstums, von der erst Bindung und Zusammenhänge, überhaupt Wesen und Eigenart eines Raumes ausgehen und

werden. Es kann heute nicht mehr um eine „peuplierung“ gehen, sondern um die Verwurzelung deutscher Menschen in werdender Heimat. Die heutige Führung des deutschen Reiches faßt, wie es auch die größten Preußenkönige taten, ihre Aufgabe als Dienst am Volk auf. Aber aus der Untertanenschaft wurde das deutsche Volk, das in seiner Eigenständigkeit begriffen wurde.

Schluß.

Die Bemühungen um eine volkskundliche Betrachtung eines Siedlerdorfes.

Der Mittelpunkt aller volkskundlichen Forschungen ist der Volksmensch. Aus urverbundenen Bezogenheiten schließt er sich gemeinschaftlich zusammen, wobei „der eigene Erkenntnisdrang in der sozialen Verdichtung zu einer Geistigkeit der Gemeinschaft verschwimmt".[90]) So wird sein Denken nicht durch willkürliche Einflüsse bestimmt, sondern unmittelbar durch den Pulsschlag seines Volkstums und im engeren Sinne seiner Lebensgemeinschaft. Der Weg von den Formgebungen zu den Formkräften im allgemeinen Sinne ist im Siedlerdorf noch nicht gangbar, da hier, im besonderen Fall in Königshorst, zum größten Teil die Schwere des täglichen Lebenskampfes noch nicht über die Sorgen und Arbeit hinaus sehen ließ. Und doch spürt der unvoreingenommene Betrachter deutlich, daß hier ein Volkstum lebt, um so mehr, als sich ja der Abstammung nach und schon aus der neuen Wohngemeinschaft Teilvolksräume bildeten, die ihr eigenes Gesicht haben, wenn sie sich auch gegenseitig noch wenig angeglichen haben. Trotz aller Nüchternheit läßt sich ein innerliches Gemütsleben in seiner Verbundenheit mit dem Leben, der Natur und dem Mitmenschen wahrnehmen. Sie wiegt um so schwerer, als der Verlust der heimatlichen Welt das Leben auf bewußtere Ebene hob. So scheint dieses Siedlertum in seiner Gesundheit und Echtheit sich nach Lebensgesetzen in eine neue Daseinsform zu wandeln.[91])

Mit dem Volksmenschen hängt untrennbar der Lebensraum zusammen, in dem er lebt, und in dem er wirkt. Die deutsche Volkskunde „kreist um den Menschenbereich, der durch Blut, Schicksal, Sprache als deutsch gekennzeichnet ist".[92]) So wurde die Erforschung landschaftlich begrenzter Gebiete zu einem Grundpfeiler der Volkskunde als Lebens- und Gegenwartswissenschaft, in dem sie zunächst ein unbeschwertes Schauen und Deuten einer ganzheitlichen Wirklichkeit erforderte. Auch die Erfassung völker-

kundlicher Gegebenheiten bedeutet ja schon eine Abstraktion aus ihren raumgebundenen Zusammenhängen, aus denen sich erst rückschließend allgemein menschliche Züge ermitteln lassen. Wir sehen uns im Siedlerdorf Königshorst einem Nebeneinander wirkender und mehr hinnehmender Kräfte gegenüber, ohne daß sie schon aus einem Zusammenspiel in gegenseitiger Bedeutung zu erfassen wären. Wollen wir von der üblichen Einteilung einzelner Gebiete der Volkskultur ausgehen, so sehen wir noch alle Lebensregungen bestimmt durch den Einsatz des ganzen Menschen in seinem Tagewerk. So rücken hier nüchternere Dinge in den Vordergrund der Betrachtung, wie sie auf anderen Böden von seelischen Kräften eines Volkstums umschlossen sind. Wir stehen in einem Neubauerndorf, nicht in einem Lebenskreis eines Altdorfes oder mehrerer Dorfschaften. Und doch stehen wir in einer Wirklichkeit, d. h. in der Werkstatt wirkender und lebendiger Elemente eines Volkstums. Sie bestimmt die Art der Untersuchung, und in ihrem Bestehen liegt die Bedeutung, nicht in der Vielfalt und zunächst noch nicht einmal in der Tiefenlage ihrer Erscheinungen, die sich innerhalb von Raum und Zeit in einem lebensvollen Volkstum langsam erst verdichten. Aber die Verfasserin ist sich dessen bewußt, daß keimkräftige Anlagen späterer Wachstumsvorgänge sich noch schwer darstellend festlegen lassen, wie alles Leben zu seiner Erschließung des Ausdrucks bedarf. So bleibt diese Arbeit in dem bescheidenen Rahmen eines ersten Ansatzes zu dem Eindringen in die ursprunghaften und wesenhaften Mächte einer Volkskultur, weil sie das Leben als den Schöpfer aller Formen betrachtet, von dem aus wir allein den volkstümlichen Gestaltungen unserer deutschen Vergangenheit gerecht werden können, und von dem wir uns neuem Werden zuwenden; denn die Volkskunde darf nicht zur Wissenschaft der Vergangenheit werden.

Die Herkunft der Siedler nach Landschaft und Beruf:

d. e. Beruf	NW.	M.	RH.	B.	S.	Me.	OD.	SG.	O.	der heutige Beruf	
										Klein-siedler	Groß-siedler
Bauern und Bauernsöhne	3	4	1			1	1	2	7	1	18
Bäuerliche Herkunft mit unbäuerlichem Beruf	6		1		1		3		4	1	16
Siedler im Osten Farmer in Amerika	7			2					2		11
Gutsarbeiter					1		4	9	2	15	1
Landwirte Nachkommen von Gutsbesitzern und Angestellten	1				1		1		1		4
unbäuerliche Herkunft			1		1		3				4
	17	4	3	2	4	1	12	11	16	17	54

NW = Nordwestdeutschland
M = Mitteldeutschland
RH = Rheinland
B = Bayern
S = Sachsen
Me = Mecklenburg
OD = Ostdeutschland
SG = Siedlungsgebiet
O = Osten.

Anmerkungen.

1) Die Abwanderung aus der Grenzmark Posen-Westpreußen; Raumforschung und Raumordnung, H. 7, Berlin 1938, S. 320.
2) Burgdörfer, Friedrich: Volk ohne Jugend, Berlin 1934, S. 11.
3) Jordan, G.: Königshorster Chronik, Kuhhorst 1860 (nur in Schreibmaschinenschrift vorhanden), Eigentum des Domänenpächters Büttner in Lobeofsund, S. 48 f., 76 ff.
4) Ebenda, S. 77.
5) Auf der Inschrift der Kirche.
6) Berghaus, Heinrich: Landbuch der Mark Brandenburg, Bd. I, Brandenburg 1854, S. 407 ff.
7) Siemon, Hans: Die Kultivierung und Besiedlung des havelländischen und Rhinluches, Berlin 1925, S. 52.
8) Berghaus, Heinrich: a. a. O., S. 407 ff.
9) Schulze, Berthold: Besitz- und siedlungsgeschichtliche Statistik der brandenburgischen Ämter und Städte 1540—1800, Berlin 1935, S. 25 f.
10) Berghaus, Heinrich: a. a. O., S. 407 ff.
11) Ebenda.
12) Siemon, Hans: a. a. O., S. 23.
13) Jordan, G.: Königshorster Chronik, a. a. O., S. 103 und 107.
14) Gebhard, Otto: Friederizianische Pfälzerkolonien in Brandenburg und Pommern, Stettin 1937, Anlage 17.
15) Ebenda, S. 75 ff.
16) Mangelshorster Chronik, liegt als Handschrift beim ehemaligen Bürgermeister Schmidt in Mangelshorst aus. Sie ist jetzt nicht mehr erhältlich.
17) Ebenda.
Gebhard, Otto: a. a. O., S. 76.
Siemon, Hans: a. a. O., S. 56 f.
18) Wille, Ulrich: Die ländliche Bevölkerung des Osthavellandes vom 30jährigen Krieg bis zur Bauernbefreiung, Berliner Dissertation, 1937, S. 17.
19) Gebhard, Otto: a. a. O., Anlage 17.
20) Wille, Ulrich: a. a. O., S. 45.
21) Ebenda, S. 49.
Gebhard, Otto: a. a. O., Anlage 17.
22) Gebhard, Otto: a. a. O., S. 160.
23) Siemon, Hans: a. a. O., S. 48.
24) Königshorster Chronik, a. a. O., S. 166.
25) Ebenda, S. 166 f.
26) Schulze, Berthold: a. a. O., S. 25 f.
Berghaus, Heinrich: a. a. O., S. 407 ff.
27) Siemon, Hans: a. a. O., S. 41, 64.
28) Haack, Richard: Grundriß des in Preußen geltenden Agrarrechts, Berlin 1927, S. 122 f.
29) Neues Bauerntum, Dezember 1938, S. 324.
30) Weigmann, Hans: Politische Raumordnung, Hamburg 1935, S. 368.

[31]) Erlaß des Ru., Pr. M. f. E. u. L. vom 20. 6. 1935, Siedlung und Landschaftsbild, Neues Bauerntum 1935, S. 368.
[32]) Haack, Richard: Reichssiedlungsgesetz 1935, S. 48.
[33]) Siemon, Hans: a. a. O., S. 6, 11, 12.
[34]) Ebenda; vgl. auch:
Berghaus, Heinrich: a. a. O., S. 411.
Wille, Ulrich: a. a. O., S. 12.
[35]) Plan der Siedlung Königshorst, Siedlungsgesellschaft Bauernhof, m. b. H., Berlin-Wilmersdorf 1933.
[36]) Borkenhagen, Friedrich: Die Hofgrößen und ihre Bedeutung im Volkstumskampf, Neues Bauerntum, November/Dezember 1939, S. 281 ff.
[37]) Einteilungsplan in der Rentengutssache Königshorst, Akt Z. Kreis Osthavelland, 1933.
[38]) Ausbaugehöfte, Berlin 1931, bearb. vom Siedlungsausschuß der Arbeitsgemeinschaft für landwirtschaftliches Bauwesen, S. 114 ff., 123 ff.
[39]) v. Machui, Artur: Havelländische Kolonisation, Berlin 1937, S. 6.
[40]) Jordan, G.: Königshorster Chronik, a. a. O., S. 194, auch S. 92.
[41]) Haack, Richard: Grundriß des in Preußen geltenden Agrarrechts, a. a. O., S. 122.
[42]) Bardey, Ernst Georg: Geschichte von Nauen und Osthavelland, Rathenow 1892. S. 542. Die herrschende Lage Königshorsts inmitten des Luchgebiets wird deutlich. Dazu:
Schulze, Berthold: a. a. O., S. 25 f.
Jordan, G.: a. a. O., S. 198 ff.
[43]) Seraphim, Hans Jürgen: Der Mensch in der Siedlung, Jahrbuch für Nationalökonomie und Statistik 1934, S. 712.
[44]) Haack, Richard: Reichssiedlungsgesetz 1935, S. 141, im Gegensatz dazu: Neues Bauerntum, Oktober 1933, H. 10, S. 507.
[45]) Plan der Siedlung Königshorst, a. a. O.
[46]) Siemon, Hans: s. o. Geschichte der Entwässerungsunternehmen, S. 23/61 an verschiedenen Stellen.
[47]) Der Arbeitsdank war eine Fürsorgeeinrichtung für ausgeschiedene und arbeitslose Arbeitsdienstler, daneben warb er auch gelegentlich für ihre Zurückführung auf das Land. Er bestand bis 1936.
[48]) Syrup, Friedrich: Arbeitseinsatz und Arbeitslosenhilfe in Deutschland, Berlin 1936, S. 95 f.
[49]) Betriebsgrößen bei der Neubildung deutschen Bauerntums, Neues Bauerntum 1934, S. 242.
[50]) Hagemann, Gustav: Bäuerliche Gemeinschaftskultur in Nordravensberg, Münster i. Westf., S. 72 f. Die Verbundenheit zwischen dem Bauern und seinem Heuerling oder auch Arbeitsmann ist zunächst wirtschaftlich auf dem Verhältnis von Leistung und Gegenleistung begründet, die aber „eine ins Persönliche übergreifende Bindung" mit sich bringt. In Rosental im Fläming macht „der Große" die Ernte für den „Kleinen", wofür ihm dieser regelmäßige Hilfsdienste leistet. Das „Zusammengespann" beruht auf freiwilligem Verhältnis und kann sehr herzlich sein. Ein Großer ließ vor einem Gewitter seine Ernte draußen stehen, um dem Kleinen sein ungedecktes Haus noch decken zu helfen. Bei Hagemann s. o. kann sich so „die bäuerliche Hausgemeinschaft selbst über die Hofgrenzen ausweiten" (S. 74) und umfaßt alle Arbeiter am Hof darüber hinaus in allen brauchtümlichen Feiern und Begehungen. Eine geteilte aber zugleich gleichgerichtete Arbeit läßt alle zur Wirgemeinschaft zusammenwachsen (S. 76). Die maschinelle Arbeit zerstört nach seiner Meinung die Gemeinschaft althergebrachter Arbeitskreise (S. 107). Die Königshorster verselbständigen sich immer mehr, indem sie ihren

Bestand an Maschinen, so weit es geht, vervollständigen. Eine junge Mischsiedlung steht einem durch Generationen gefestigten Gefüge gegenüber. Vgl. Seiler, Karl, S. 238: Verhältnis zwischen Bauern und fremdem Arbeiter.

51) Schröter, Erwin: Volksbiologische Auswirkungen der Siedlung, Beiheft zum Archiv für Bevölkerungsstatistik, Bd. 6, 1936, S. 23.

52) Meyer, Wilhelm: Ein niedersächsisches Dorf am Ende des 19. Jahrhunderts, Bielefeld 1927, S. 24; vgl. auch
Hagemann, Gustav: a. a. O., S. 65 f., 72 f.
Hain, Mathilde: Das Lebensbild eines oberhessischen Trachtendorfes, Jena 1936, S. 37, 64.

53) Seiler, Karl: Gesindefrage in Franken, Raumforschung und Raumordnung, H. 6, 1938, S. 238.

54) Plan der Siedlungsgesellschaft Bauernhof, a. a. O.

55) Ebenda.

56) Mundt, Heinrich: Die Besiedlung der Domäne Königshorst, 1933.

57) Ebenda.

58) Riehl, Wilhelm Heinrich: Die bürgerliche Gesellschaft, Bd. 2, 1855, neu herausgegeben Naumann, Hans, Leipzig o. J., S. 119.

59) Boehm, Max Hildebert: Das eigenständige Volk, Göttingen 1932, S. 162.

60) Jordan, G.: a. a. O., S. 117 im Anhang.

61) Bühnemann, Johann: Sagen des Ländchens Bellin, Neu-Ruppin 1937.

62) Pfarrchronik von Königshorst, nur als Handschrift vorhanden, Eigentum der Dorfkirche, z. Zt. nicht zu bekommen; vgl. Amt und Kirche bei Jordan, G.: a. a. O., S. 95 Anhang.

63) Ludowici, J. W.: Das deutsche Siedlungswerk, N. S. Sozialpolitik, 1935/36, H. 5, Febr. 1936, S. 146.

64) Bußhof, Lotte: Nachbarschaften bei der Umsiedlung volksdeutscher Gruppen, Neues Bauerntum, November/Dezember 1939, S. 283 ff.

65) Pieper, Hugo: Siedlung ohne Illusion, Der deutsche Volkswirt, Jahrgang 23, S. 994.

66) Schröter, Erwin: a. a. O., S. 23.

67) Auch in Hinsicht auf die Erziehung ist das Leben hier ein Neuanfang geworden. Wie eine Mutter sich ganz allein mit dem Leben herumschlagen mußte, so sollen ihre Kinder, bevor sie den elterlichen Hof übernehmen, erst einmal auf eigene Faust in der Fremde wirtschaften lernen.

68) Koch, Georg: Die bäuerliche Seele, Gießen 1935, S. 135.

69) Bußhof, Lotte: a. a. O., S. 283 ff.

70) Günther, Hans F. K.: Das Bauerntum als Lebens- und Gemeinschaftsform, Berlin 1937, S. 150.

71) Ludowici, J. W.: Sinn und Forderung des deutschen Siedlungswerkes, Heidelberg 1935, S. 146.

72) Spamer, Adolf: Die Volkskunde als Wissenschaft, Stuttgart 1933, S. 26.

73) Die Anordnung der Krippen nach Aussage einige Siedler.
Schier, Bruno: Hauslandschaften und Kulturbewegungen im östlichen Mitteleuropa, Reichenberg 1932, S. 373.
Peßler, Wilhelm: Das deutsche Bauernhaus. In: Handbuch der deutschen Volkskunde, 3. Bd., hrg. von Peßler, Potsdam o. J., S. 216.
Auch in dem älteren Baustil des Niedersachsenhauses, dem sogenannten Kübbungshause, sind die Krippen der Diele zugekehrt. Die Diele als Wohnraum:
Hagemann, Gustav: a. a. O., S. 58 f.
Möser, Justus: Patriotische Phantasien, hrg. von Jagow, Berlin o. J., S. 201 ff.

74) Zeitschrift für deutsches Arbeitertum, 1936.

75) Koch, Georg: a. a. O., S. 147.

76) Günther, Hans F. K.: a. a. O., S. 333.

77) Riehl, W. H.: Naturgeschichte des deutschen Volkes, s. o. S. 235; vgl. auch: Koch, Georg: a. a. O., S. 146.
Riehl: „Die Religion ist bei ihm nicht Dogma, sondern Sitte, wie ihm umgekehrt auch seine Sitte Religion ist." Dazu ein Siedler: „Das Christentum hat uns gelehrt, wie wir uns zu verhalten haben." Im Zusammenhang mit dem Folgenden verstärkt in einigen Fällen der heutige Lebenskampf die Anlage zu einem religiösen Sichverschließen, das auf ein kirchliches Gemeindeleben verzichtet. Das stille Gebet zuhause wird dem in der Öffentlichkeit der Kirche vorgezogen. Im Gegensatz:
Hain, Mathilde: a. a. O., S. 53: „Bäuerliche Religiosität, so wie sie im katholischen Mardorf ausgeprägt ist, besteht weit weniger im subjektiven Ich-Du-Verhältnis als in der Bindung an religiöse Gemeinschaftsformen." Hier hat die Religion den Charakter einer heimatlichen Sittenordnung angenommen, der das Streben einer geschlossenen Dorfgemeinschaft entgegenwirkt. Sie ist in Königshorst noch nicht vorhanden.

78) Lämmle, August: Der Schwabe, sein Bild und sein Spiegelbild, Volksspiegel, I. Jahrg., Stuttgart und Berlin 1934, S. 35.

79) Dietz, Friedrich: Das Dorf als Erziehungsgemeinde, Weimar 1927, S. 6 f.

80) Hagemann, Gustav: s. o. S. 56 und:
Hain, Mathilde: s. o. S. 36, erkennen beide in der bäuerlichen Hofgemeinschaft die Urzelle bäuerlichen Gemeinschaftslebens. Die im Grunde religiöse Einstellung des Bauern zum Leben findet sich hier in beiden Fällen erfüllt und vertieft in der Überordnung des Christlich-Religiösen, das eine starke Prägekraft auf die Bildung des Volkstums ausgeübt hat und auch noch weiter ausübt. So wurde sie eine als „Gemeinschaftsfrömmigkeit charakterisierte Religiosität", als „solche selbst ein Stück Sitte, in die einer hineingeboren wird, wie in den Dialekt seiner Sprache, die Lebensweise, die Tracht, die Art zu essen und zu trinken".
Dagegen:
Das Dorf als soziales Gebilde, herausg. von Leopold v. Wiese, 1928, S. 21.
Meyer, E. H.: Ein niedersächsisches Dorf am Ende des 19. Jahrhunderts, s. o. S. 22.
Deutzmann, Fritz: Milieufaktoren eines rheinischen Dorfes, Paderborn 1931, S. 33.
Roedder, Edwin: Das südwestdeutsche Reichsdorf in Vergangenheit und Gegenwart, Lahr, Baden 1938, S. 3494. Er spricht von einer Ortsgeselligkeit in Schefflenz, dessen Bewohner als Kleinbauern und Handwerker eine größere Beweglichkeit und trotz allem Landgebundenheit in sich vereinen.
Dietz, J. F.: Das Dorf als Erziehungsgemeinde, s. o. S. 29: „Reine Bauernfamilien haben noch eine gewisse Einheit, die sich aber zumeist nur äußert in gemeinsamer Ablehnung dessen, was von außen kommt, und in einer starken Passivität."
Diese verschiedenen Untersuchungen zeigen die Ausschließlichkeit weder der einen noch der anderen Erfahrung. Auch sind die Gemeinschaftsformen verschiedene, je nach Räumen, Landschaften und Menschenschlägen. Sie können sich in Feiern und Zusammenkünften darstellen, sie können sich ausdrücken in einem weit weniger sichtbaren Sichgeben der Dorfgenossen untereinander, ohne vielleicht greifbar zu werden.

81) Rumpf, Max: Großstädte wachsen inmitten Bauernlandes, Volksspiegel, 5. Jahrg., 1938, S. 8 ff.

[82]) Königshorster Schulchronik, Eigentum der Schule, nur in Handschrift, ohne Seitenzahlen.
[83]) Ludowici, J. W.: Sinn und Forderung des deutschen Siedlungswerkes, a. a. O., S. 146.
[84]) Rüssel, Herbert: Das Dorf als soziales Gebilde, herausg. von Leopold v. Wiese, a. a. O., S. 34.
[85]) Hillen-Ziegfeld, A.: Die Grenzen der Deutschen im Ostraum. In: „Der deutsche Osten", Berlin 1936, S. 45.
[86]) Zaunert, Paul: Die Stämme im neuen Reich, Jena 1935, S. 15 f.
[87]) Jordan, G.: a. a. O., S. 85 ff., 165 f., S. 19 im Anhang, auch S. 160 ff., 173 ff.
[88]) Ebert, W.: Ländliche Siedelformen im deutschen Osten, herausg. von Kötzschke, Rudolf, Berlin o. J., S. 35 f.
Klaar, Adalbert: Die Siedlungsformen der Ostmark, Raumforschung und Raumordnung, H. 9, 1938, S. 428 ff.
Hömberg, Albert: Grundzüge der Siedlungsforschung, Berlin 1938, S. 11, 23, 108.
[89]) Zaunert, Paul: a. a. O., S. 19.
[90]) Harmjanz, Heinrich: Volk, Mensch und Ding, Königsberg und Berlin, 1935, S. 155.
[91]) Spamer, Adolf: Die Volkskunde als Wissenschaft, 1933, S. 26.
[92]) Harmjanz, Heinrich: a. a. O., S. 8.

Lebenslauf.

Am 27. 4. 11 wurde ich in Langenau, Grafschaft Glatz, geboren. Mein Vater, Adolf v. Loeper, hatte als Hauptmann der Landwehr hier ein kleines Gut erworben. Meine Mutter, Dorothea, geb. Maske, ist die Tochter des ehemaligen Chefarztes des Stettiner Bethaniens, Dr. Emil Maske.

Mein Vater fiel 1915. Meine Schulzeit verbrachte ich in Quedlinburg, zunächst im Lyzeum, dann im Reform-Realgymnasium und machte 1932 Abitur. Von 1932—37 studierte ich in Berlin, und zwar zunächst Neuphilologie und Geschichte, dann Germanistik, Vorgeschichte und Volkskunde. Ich hörte vor allem bei den Professoren Hübner und Neckel sprachgeschichtliche Vorlesungen und beteiligte mich an gotischen, alt-, mittel- und neuhochdeutschen wie auch nordischen Übungen. Übungen literargeschichtlicher Art hatte ich besonders bei Professor Koch belegt, bei Professor Reinerth machte ich die Grundkurse über die vorgeschichtlichen Zeitabschnitte mit, und in der Volkskunde beteiligte ich mich an Übungen und Vorlesungen Professor Spamers, wie auch Dr. Beitls, unter dessen Leitung wir eine Dorfuntersuchung im Fläming machten. Ich beschäftigte mich auch mit Philosophie und Rassenkunde.

Am 19. 9. 40 machte ich mein mündliches Dr.-Examen und wurde in Volkskunde bei Prof. Spamers, in Germanistik bei Prof. Schwietering und in Vorgeschichte als Nebenfach bei Prof. Reinerth geprüft.